LEONHARD HOROWSKI

HOF UND ABSOLUTISMUS

Was bleibt von Norbert Elias' Theorie?

*Voyez-vous, avec l'homme à qui j'ai affaire (c'était le Roi), il faut que je me mette bas, bas, bas comme cela (montrant de la main), pour m'élever haut après*¹. Wenn man dem Duc de Saint-Simon vertrauen will, dem üblichen Kronzeugen aller klassischen Interpretationen des französischen Hofes unter Ludwig XIV., so waren es diese gestikulierenden Worte, mit denen der Oberkammerherr Duc de Gesvres ihm 1699 sein Amtsverständnis als einer der ranghöchsten und königsnächsten Hofwürdenträger erläuterte. Freilich ist jenes »wenn« kein kleines Wort bei einem Autor wie diesem, der so großartig deutlich auf der Basis persönlicher Antipathien schrieb und der gerade hier hinreichenden Grund dafür hatte, die entsprechenden Passagen mit *Noirceur étrange du duc de Gesvres* zu überschreiben. Saint-Simon hatte Gesvres darum gebeten, sich bei der Huldigung des Herzogs von Lothringen vor Ludwig XIV. von seinem Sohn vertreten zu lassen, damit nicht aus der Tatsache, daß der Lothringer Hut, Degen und Handschuhe in die Hand eines Oberkammerherren von herzoglichem Range geben werde, später ein zeremonieller Präzedenzfall zugunsten der in Versailles etablierten Lothringer Prinzen und zum Nachteil der französischen Herzöge gemacht werden könne. Gesvres erklärte ihm zuerst mit den zitierten Worten die Schwierigkeiten einer solchen Verweigerung, machte ihm aber damit auch Hoffnung, er werde sich tatsächlich absentieren können. Gleich darauf berichtete er jedoch dem Herrscher und allen mächtigen Verwandten des Lothringers spottend von Saint-Simons Ansinnen, ironisierte den *petit duc* als lächerlichen jugendlichen Unruhestifter und übernahm, obwohl der König das nach Intervention weiterer Herzöge gar nicht mehr verlangte, den Dienst auch während der Huldigungszeremonie, um dem Monarchen zu beweisen, wie sein treuer Diener selbst die kollektiven Ranginteressen seiner Standesgenossen dem reibungslosen Ablauf eines international sichtbaren Zeremonialaktes unterzuordnen bereit war; fünf Wochen

¹ Yves COIRAULT (Hg.), Louis de Rouvroy, Duc de Saint-Simon. Mémoires, 8 Bde., Paris 1983–1988, hier Bd. I, S. 674 bzw. A. DE BOISLISLE (Hg.), Louis de Rouvroy, Duc de Saint-Simon, Mémoires. Nouvelle édition, collationnée sur le manuscrit autographe [...], 45 Bde., Paris 1879–1930, hier Bd. VI, S. 404.

später wurde ihm für seine unverheiratete Tochter eine jährliche Pension von 2000 *écus* verliehen².

Überspringen wir, wie Saint-Simon charakteristischerweise über eine Hofchargeninhaberin von seinem Unglück erfuhr, wie er drei weitere verwandte und befreundete Hofchargeninhaber noch rechtzeitig mit Richtigstellungen beauftragen konnte, um Schlimmeres zu verhüten, oder wie er darauf verzichtete, sich bei der ebenfalls wütenden, aber als *oiseau de passage*³ für seine Karriere unwesentlichen Herzogin von Lothringen entschuldigen zu lassen. Überspringen wir selbst die schönen Zeremonialargumente und Präzedenzfälle aus dem 15. Jahrhundert, mit denen sich Saint-Simon später die Hut-, Handschuh- und Degen-Dienstleistung eines *duc pair* am Lothringer als hochmütig-überlegenes Entreißen der Herrschaftsinsignien schönredete, und kehren wir zum eingangs angeführten Zitat zurück, dessen Problematik nunmehr sichtbar genug geworden sein dürfte. Ob Gesvres wirklich ein Mann von so entschieden serviler Gesinnung gewesen sei, wird sich kaum ermitteln lassen und muß hier auch gewiß am wenigsten interessieren. Ganz unabhängig davon erscheint das Zitat geeignet, in diesen Aufsatz einzuführen, ist es hier doch ausgerechnet der polemische Kronzeuge der Theorie vom entmachteten Adel selber, der den Weg zu einer nuancierteren Interpretation weist. Wenn Saint-Simon mit dem Zusatz »en cela, il n'avait pas tort« seinem ärgsten Widersacher, dem verachteten und beneideten Gegner ein Bild höfischer Interaktion in den Mund legen konnte, in dem der hohe Adel am Ende aller symbolischen Unterordnung doch wieder ganz oben stand, dann lohnt es sich auch, die Anteile von Unterwerfung und Wiederaufrichtung am höfischen Machtsystem der ludovizianischen Ära vorurteilslos neu zu vermessen. Welcher Autor, welches Buch aber böten dafür einen besseren Ausgangspunkt als Norbert Elias und »Die höfische Gesell-

² Für die Details vgl. COIRAULT (Hg.), Saint-Simon. Mémoires, I, S. 673–677 bzw. BOISLISLE (Hg.), Saint-Simon. Mémoires, VI, S. 401–410. Alle Fakten mit Ausnahme der Rolle Saint-Simons und des Zitats werden durch unverdächtige zeitgenössische Quellen bestätigt, etwa Eudoxe SOULIÉ u. a. (Hg.), Philippe de Courcillon, Marquis de Dangeau, Journal de la Cour de Louis XIV, 19 Bde., Paris 1854–1860, VII, S. 196f., sowie Gabriel-Juste Comte de COSNAC, Édouard PONTAL (Hg.), Louis du Bouchet, Marquis de Sourches, Mémoires sur le règne de Louis XIV, 13 Bde., Paris 1882–1892, VI, S. 230, und den Mercure Galant (November-Ausgabe 1699) für die mit der Zeremonie vom 25. November 1699 verbundenen Rangprobleme und das Pensions-*brevet* vom 31. Dezember 1699 (Archives nationales, Paris, O¹ 43, fol. 435v). Vgl. auch das Protokoll der Huldigungszeremonie in PÈRE ANSELME, Histoire généalogique et chronologique, 9 Bde., Paris ²1726–1733 (ND New York 1967), V, S. 503 f. Saint-Simon zufolge erzählte Gesvres dem König *d'une manière burlesque*, Saint-Simon habe ihn zum rechtzeitigen Vortäuschen eines Schlaganfalles aufgefordert, und fügte hinzu, er habe als 79-jähriger von schwerer Statur nicht riskieren wollen, wie seinerzeit Molière während des vorgespielten Anfalles an einem echten zu sterben.

³ COIRAULT (Hg.), Saint-Simon. Mémoires, I, S. 677.

schaft⁴? Nicht nur, daß diese weit über den deutschen Sprachraum hinaus rezipierte Untersuchung die so lange durch allerhand Vorurteile verbarrikadierten Türen zur ernsthaften Beschäftigung mit höfischer Sozialgeschichte eigentlich überhaupt erst aufgestoßen hatte; sie bot auch eine Interpretation frühneuzeitlicher aristokratischer Herrschaftsformen, die sich so rasch und für lange Zeit durchsetzte, daß selbst ihre in den letzten Jahrzehnten nach und nach vorgenommene Relativierung sich bis auf den heutigen Tag nicht über die engere Fachwelt hinaus und vielleicht noch nicht einmal dort in alle Winkel und Ecken herumgesprochen hat⁵.

Bevor es jedoch gilt, Elias' Thesen zusammenzufassen und zu erörtern, sei kurz und notwendigerweise erläutert, auf welche Elemente seiner Arbeit hier bewußt *nicht* eingegangen werden soll. Am offensichtlichsten ist zuerst das lange einleitende Kapitel zum Verhältnis von »Soziologie und Geschichtswissenschaft«⁶ auszusparen. Es mag, da Elias taktvollerweise auf die Anführung von Beispielen verzichtet, dahingestellt bleiben, ob die in diesem Kapitel enthaltene Gegenüberstellung einer auf beliebige einmalige Ereignisse fixierten Geschichtswissenschaft und einer erstmalig überhaupt nach Strukturen und größeren Zusammenhängen Ausschau haltenden Soziologie in den 1920er Jahren (also der Zeit, in der Elias den größeren Teil seines Textes konzipierte und zu verfassen begann) noch zutraf oder ob sie nicht auch damals schon eher der wissenschaftssoziologischen Konstante geschuldet war, der zufolge eine noch junge Disziplin die Splitter im Auge der längst etablierten Konkurrenzfächer

⁴ Norbert ELIAS, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, Frankfurt a.M. 1992 (Erstauflage Darmstadt, Neuwied 1969).

⁵ Eine neue und umfassende kritische Erörterung dieser Eliasschen Interpretation findet sich nunmehr bei Claudia OPITZ (Hg.), *Höfische Gesellschaft und Zivilisationsprozess*. Norbert Elias' Werk in kulturwissenschaftlicher Perspektive, Köln 2005; von besonderem Interesse für die hier zu behandelnden Fragen sind darin die Aufsätze von Ronald G. ASCH, *Hof, Adel und Monarchie*. Norbert Elias' *Höfische Gesellschaft* im Lichte der neueren Forschung, S.119–142, und Jeroen DUINDAM, *The Keen Observer versus the Grand Theorist: Elias, Anthropology and the Early Modern Court*, S.85–99. Insbesondere Duindam, dem der Verfasser dieses Aufsatzes für viel Inspiration und produktive Diskussionen sehr zu Dank verpflichtet ist, hatte in einem ersten Werk (*Myths of Power*. Norbert Elias and the Early Modern European Court, Amsterdam 1995) die Plausibilität der zentralen Thesen Elias' hinterfragt und einer differenzierten Elias-Debatte den Weg gewiesen; in seinem zweiten Buch (*Vienna and Versailles. The Courts of Europe's Dynastic Rivals, 1550–1780*, Cambridge 2003) legte er eigene Antworten auf die Eliasschen Fragen vor. Beide Werke stützen die Schlußfolgerungen dieses Aufsatzes in einem Maße, daß sie ihn überflüssig gemacht hätten, wäre nicht die Fragestellung Duindams eine vergleichende, zudem zeitlich viel weiter gefaßte und könnte ich mich hier nicht zusätzlich auf meine demnächst in Buchform erscheinenden eigenen Forschungen und prosopographischen Untersuchungen zum französischen Hof stützen.

⁶ ELIAS, *Die höfische Gesellschaft*, S. 9–59.

gerne durch ein Vergrößerungsglas sieht⁷. Achtzig Jahre später jedenfalls liest man das bei Elias skizzierte Programm einer historischen Soziologie mit etwas ungeduldiger Zustimmung bloß noch als einen Katalog dessen, was heutzutage wie selbstverständlich von jeder ernsthaften Geschichtswissenschaft verlangt und geleistet wird. Aber auch die Frage nach der Anwendbarkeit des Elias-schen Modells auf andere Fälle außerhalb Frankreichs, die einen großen Teil der neueren innovativen Hof- bzw. Absolutismusforschung beschäftigt hat und inzwischen weitgehend mit Nein beantwortet wird⁸, darf hier wohl ausgeklammert werden, zumal schon Elias selbst eine solche Anwendbarkeit nicht explizit in Anspruch genommen und an verschiedenen Stellen bereits auf sehr wesentliche, geradezu neuralgische Unterschiede vor allem zu den deutschen Höfen und Staaten hingewiesen hatte⁹. Statt dessen soll im folgenden einzig von Elias' Beschreibung und Interpretation des französischen Hofes vor allem in der Zeit Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger die Rede sein; komplex genug für das bescheidene Format eines Aufsatzes ist auch das noch allemal.

Komplex auch deswegen, weil selbst ein Bewunderer Elias' schwerlich versucht wäre, seinem Text eine besonders eingängige Gliederung, eine Neigung zur eindeutigen Formulierung zentraler Aussagen oder ein konsequentes Verbleiben bei einer Hauptfrage nachzusagen. Gerade weil der Autor eben sein Buch als ein allgemeines Plädoyer für eine neuartige historische Soziologie versteht und den französischen Fall lediglich als eines von vielen Demonstrationsobjekten dieser Methode ansieht, springt er nicht allein oft über die Grenzen Frankreichs, sondern auch innerhalb der französischen Geschichte so oft vom späten Mittelalter in die Zeit Ludwigs XIV., von dort in die kaum ausdifferenzierten Regna von dessen Nachfolgern und dann wieder zurück, vom Zeremoniell des frühen 18. zum Schäferroman des späten 16. Jahrhunderts und im Exkurs auch schon einmal zu den Herrschaftsträgern des Nationalsozialismus, daß man als Leser streckenweise kaum mehr weiß, auf welche Epoche welche Aussage im einzelnen zutreffen soll. Da Elias aus Deutschland

⁷ Vgl. hierzu wie überhaupt zu allen Fragen der inneren Logik und Entstehungsgeschichte der »Höfischen Gesellschaft« den in Anm. 5 zitierten Sammelband und die diversen Arbeiten Jeroen DUINDAMS.

⁸ Vgl. beispielhaft als erstes Auftauchen dieser Position Aloys WINTERLING, *Der Hof des Kurfürsten von Köln 1688–1794. Eine Fallstudie zur Bedeutung »absolutistischer« Hofhaltung*, Bonn 1986; als umfassendsten Vergleich Ernst HINRICHS, *Fürsten und Mächte. Zum Problem des europäischen Absolutismus*, Göttingen 2000, sowie Andreas PEČAR, *Die Ökonomie der Ehre. Der Höfische Adel am Kaiserhof Karls VI. (1711–1740)*, Darmstadt 2003, als eine der neuesten und tiefsten Studien eines außerfranzösischen Vergleichsfall.

⁹ Vgl. etwa ELIAS, *Die höfische Gesellschaft*, S. 258–260, 284f., über die für weitere Entwicklungen ausschlaggebenden Unterschiede zwischen französischer Bereitschaft zur gelegentlichen Mesalliance und deutschem Ebenbürtigkeits- bzw. Ahnenprobensystem sowie über die Tatsache, daß sich in Deutschland nie ein Äquivalent der eigenständigen, klar vom Schwertadel geschiedenen *noblesse de robe* Frankreichs gebildet habe. Eine nähere Untersuchung beider Themen steht nach wie vor aus und wäre von höchstem Interesse.

flüchten mußte und sein Werk erst Jahrzehnte später aus disparaten Einzelteilen zusammenfügen und abschließen konnte, kann man ihm die Nachteile einer Konstruktion aus lauter Exkursen und Anhängen kaum ernstlich zum Vorwurf machen: Bestehen bleiben sie dennoch und haben ihren Anteil an einem Buch, aus dem zu viele Leser zu viele sehr verschiedene Eindrücke und zu wenige unmißverständliche, gar veri- oder falsifizierbare Befunde herauslesen konnten.

Will man dennoch die Essenz und die wichtigsten, auch für die weitere Hofforschung maßgeblichen Punkte zusammenfassen, so ergibt sich etwa Folgendes. Zwei jahrhundertelange Tendenzen der französischen (und europäischen) Geschichte, nämlich der graduelle Aufbau einer zentralstaatlichen Autorität samt bürokratischen Apparats sowie die im Zuge zunehmender Geldwirtschaft und Technisierung des Kriegswesens unvermeidliche Marginalisierung des alten Schwertadels, seien im 17. Jahrhundert in einer Situation kulminiert, in der sich Bourgeoisie einerseits und alter Adel andererseits als gleichstarke Rivalen gegenüberstanden und in einem unauflösbaren Gleichgewicht der Kräfte (wie es sich in der Fronde, also den sukzessiven Aufständen des hohen Adels und der städtischen Juristen ausgedrückt habe) gleichsam gefangen gewesen seien. In dieser Situation sei es dem König gelungen, seine eigene vermittelnde Oberherrschaft endgültig als noch am ehesten akzeptables Drittes durchzusetzen, indem er den hohen Adel an seinen Hof zog, ihn mit zeremoniellen Vorteilen auszeichnete, gleichzeitig aber eben dieses Zeremoniell zur ständigen Disziplinierung nutzte, den alten Adel durch ruinöse Repräsentationsverpflichtungen finanziell von sich abhängig machte und die eigentlich politische Macht bürgerlich geborenen Ministern und Bürokraten vorbehielt. Dieses raffinierte Gegeneinander-Ausspielen der beiden Hauptkräfte gelang, solange Ludwig XIV. herrschte; unter seinen Nachfolgern jedoch sei die systemimmanente Gefangenschaft des Monarchen in seiner eigenen vergoldeten Falle zum Problem geworden und habe das ganze System schleichend gelähmt, ohne daß recht eigentlich erklärt würde, was sich denn gegenüber der Zeit Ludwigs XIV. geändert habe. (Daß in Ermangelung einer solchen Erklärung die altüberkommene These von der alles entscheidenden, alles verderbenden persönlichen Inkompetenz Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. auch bei Elias im Raum stehen bleiben muß, darf man vielleicht als hübsche ironische Reminiscenz an die von ihm doch so vehement und so zu Recht abgelehnte Große-Männer-Geschichtsschreibung der grauen Vorzeit ansehen.) Die höfischen Eliten und der König hätten sich so schließlich derartig unauflösbar ineinander verhakt und gegenseitig paralysiert, daß das ganze dysfunktional gewordene System schließlich 1789 mit historischer Zwangsläufigkeit vom aufstrebenden Bürgertum habe umgestürzt werden müssen.

Nun zur Kritik. Deren ersten Stufe muß sich mit den methodischen Problemen des Eliasschen Ansatzes beschäftigen und läßt sich hier vergleichsweise

kurz halten, da gerade ihre Befunde recht deutlich auf der Hand liegen und im übrigen auch bereits von Jeroen Duindam systematisch abgehandelt wurden. Insbesondere für die naturgemäß essentielle Problematik der ganz unzureichenden Literatur- und Quellengrundlage Elias' sei auf die dort gebotene systematische Übersicht verwiesen¹⁰ und diese hier nur kurz zusammengefaßt. Von 63 Zitaten aus mehr als einmal zitierten Originalquellen stammen allein 24 aus den Memoiren Saint-Simons (dort sämtlich aus schon zu Elias' Zeiten längst überholten und unvollständigen Auswahleditionen bzw. Übersetzungen), 23 weitere aus der Diderot-d'Alembertschen Encyclopédie, also einem Werk, das weder zeitlich noch von seiner Mentalität her besonders authentischen Einblick in den Hof Ludwigs XIV. zu geben geeignet erscheint, je drei Zitate von den immerhin hofnäheren Moralisten La Bruyère und Gracian (letzterer freilich ein Spanier), sechs weitere aus zwei Texten des späten 16. Jahrhunderts und die letzten vier aus zwei Architekturtraktaten von 1728 und 1737. Wer sich in Erinnerung ruft, wie Saint-Simon als einziges Kind eines 68 Jahre älteren Vaters aufwuchs, der als jugendlicher Favorit Ludwigs XIII. zu höchstem Rang und Hofämtern aufgestiegen, unter dem Nachfolger aber kaltgestellt worden war und nun bis zum Ende seiner Tage ein von keiner Differenzierung getrübt Loblied jener guten alten Zeit sang, wer weiterhin sieht, wie konsequent der Sohn sein Lebtage lang die Machtposition des alten Adels nicht an den realen Alternativen (von denen noch zu reden sein wird), sondern an dieser mythischen Vorzeit maß und wie er schon den Zeitgenossen als besessener Fanatiker des Zeremoniells erschien, wird sich die Verzerrungen ausrechnen können, die eine nahezu allein auf diesen Kronzeugen gegründete Interpretation der höfischen Gesellschaft zwangsläufig enthalten muß¹¹. Freilich hätte die Einarbeitung einer ihrerseits stärker quellengesättigten Sekundärlite-

¹⁰ DUINDAM, *Myths of power*, S. 185 f.

¹¹ Für eine Untersuchung der Welt Saint-Simons, mit deren hofhistorischen Detailbefunden der Autor dieses Aufsatzes nicht in allen Punkten übereinzustimmen vermag, die aber ein sehr komplettes und plausibles Bild von Saint-Simons Weltbild und Obsessionen zeichnet, vgl. Emmanuel LE ROY LADURIE, Jean-François FITOU, *Saint-Simon, ou le système de la Cour*, Paris 1997, v. a. S. 43–180. Verstärkt wird die Saint-Simon innewohnende Tendenz zur Überzeichnung adeligen Ausgeliefertseins im Eliasschen Text noch durch dessen mehrfachen Rekurs auf Beschwerde-Petitionen des französischen Adels anlässlich der Generalstände des 17. Jahrhunderts – also auf eine Quellengattung, die erstens die Situation der Verfasser *per se* in sehr düsteren Farben schildern mußte und zweitens von der Rechtsfiktion eines sozial homogenen und solidarischen [alten] Adels mit gemeinsamer Interessenlage lebte – sowie durch die ebenfalls gelegentlichen Verweise auf die Schwägerin Ludwigs XIV., Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans (vulgo »Liselotte von der Pfalz«). Wie die unglückliche Ehe und Isolation dieser Prinzessin im höfischen System sich in der tief-schwarzen Perspektive ihrer nach Deutschland geschriebenen Briefe vom Hofleben ausdrückte, die im übrigen schon aufgrund des königlichen Sonderstatus der Verfasserin nicht leichterding als Illustration hofadeliger Mentalität schlechthin herangezogen werden sollten, schildert Dirk VAN DER CRUYSE, »Madame sein ist ein ellendes Handwerk«. *Liselotte von der Pfalz – eine deutsche Prinzessin am Hof des Sonnenkönigs*, München 1990.

ratur diesem Problem noch einigermaßen entgegenwirken können. Von den beiden konsultierten Hauptautoritäten war jedoch die eine, Leopold von Ranke's »Französische Geschichte« (Leipzig 1876–77) noch entstanden, als erst ein kleiner Teil der französischen Quellen publiziert und zugänglich war (vom Problem, ausgerechnet auf solcher Basis gegen die angeblich überholte und zum Strukturdenken unfähige Geschichtsschreibung anzuschreiben, sei hier gar nicht weiter die Rede). Die zweite dieser Hauptautoritäten – Ernest Lavisse, »Histoire de France« (Paris 1905) – bleibt dagegen bei aller grundsätzlichen Solidität in der Hauptsache doch das unbestrittene Meisterwerk jener Teleologie ohne Wenn und Aber, die in Ludwig XIV., seinem unhinterfragten Absolutismus und seinem Heldenminister Colbert hauptsächlich die Baumeister einer bürgerlich-pragmatischen, wirtschaftlich effizienten und nationalglorösen Dritten Republik *avant la lettre* sah und alles dazu nicht Passende (also das Hofsystem) entweder als bedauerlichen, letztlich irrealen Anachronismus oder, eleganter, als raffiniertes Ablenkungsmanöver des Monarchen wegzuinterpretieren geneigt war.

Paradoxerweise ist es nun nach diesen offensichtlichen Schwächen gerade der eklatanteste eigentlich sozialhistorische Kategorienfehler der Eliasschen Darstellung, der seiner Grundthese auf den ersten Blick den geringsten Abbruch tut – also jene Fehlbesetzung des Begriffes »Bürgertum«, die sich ja bereits darin abzeichnet, daß Elias einerseits die Übertragung der »wirklichen«, nämlich administrativen Macht auf Vertreter dieses Bürgertums als konstitutiv für das Herrschaftssystem Ludwigs XIV. ansieht, andererseits aber den Untergang des Systems ausgerechnet einer Revolte des außen vor gehaltenen... Bürgertums zuschreibt. Der scheinbare Widerspruch klärt sich auf, wenn man begreift, daß Elias im ersten Kontext (und also fast überall in seinem Text, der das Ende nur ganz summarisch anspricht) unter Bürgertum die *noblesse de robe* versteht, also den in der Tat aus dem Bürgertum hervorgegangenen Justizadel¹², den er zwar implizit immer wieder als adelig, als vom eigentlichen Bürgertum gesondert erkennt, deswegen aber nicht weniger, ja geradezu mit einer gewissen Sturheit immer wieder von neuem als Bourgeoisie oder Bürgertum bezeichnet¹³. Erstaunlicherweise wird nun die innere Logik seiner Argumentation hierdurch kaum kompromittiert, sobald man nur an allen entsprechenden Stellen für »Bürgertum« »noblesse de robe« einsetzt; so sehr nämlich die mit Ausnahme nur Colberts seit mehreren Generationen nobilitierten Mini-

¹² Dieser Begriff wird hier bewußt der gängigeren und eingeführten Übersetzung Amtsadel vorgezogen, da letztere einen in dieser Form nicht gegebenen und ganz irreführenden Unterschied suggeriert. Gerade der französische Schwertadel, dem mit Ausnahme einer winzigen (herzoglichen) Spitzengruppe eine klare Rangordnung nach Titeln fehlte, war für seine Distinktionsbedürfnisse ganz genauso auf den mit Ämtern einhergehenden gesicherten Status angewiesen wie die *noblesse de robe* und unterschied sich von ihr nur nach der Art der angestrebten und anstrebbaren Funktionen (also hier Heeres-, Hof- oder Gouverneurs-Posten).

¹³ ELIAS, Die höfische Gesellschaft, S. 96, 100, 271, 312.

ster und Chefbürokraten Ludwigs XIV. sich gewundert hätten, wenn man sie auf ihre angebliche Zugehörigkeit zum Bürgertum angesprochen hätte, so sehr bleibt doch die unzweifelhafte Tatsache bestehen, daß der französische Adel des 17. und auch noch des 18. Jahrhunderts in die zwei ohne große Mühe voneinander unterscheidbaren Gruppen Schwertadel (*noblesse d'épée*) und Justizadel (*noblesse de robe*) zerfiel¹⁴.

Es ist folglich am wenigsten die klare Unterscheidung beider Gruppen, die es hier zu kritisieren gilt. Um so problematischer ist dafür die Annahme, daß aus dieser den Zeitgenossen klaren Unterscheidung notwendigerweise auch jene grundsätzliche Feindschaft, jener erbitterte Kampf um gemeinsam bean-

¹⁴ Einen handlichen Überblick über die Entwicklung und Definition beider Gruppen bietet Arlette JOUANNA, Art. »Noblesse, Noblesses«, in: Lucien BÉLY (Hg.), *Dictionnaire de l'Ancien Régime*, Paris 1990, S. 887–893. Wenn aus Gründen der korrekten sozialhistorischen Interpretation soviel Wert auf die Unterscheidung beider Gruppen gelegt werden muß, ist dies nicht als Behauptung ihrer kastenmäßigen Abgeschlossenheit, wohl aber ihrer Wahrnehmung als distinkte und hierarchisch ungleiche Gruppen zu verstehen. Der Aufstieg einzelner und durchaus vieler Familien der *robe* in die *épée* war stets möglich; wichtig ist jedoch die Präzision, daß die Zeitgenossen eine Familie erst dann als schwertadelig werteten, wenn sie endgültig auf sämtliche *robe*-spezifischen Ämter verzichtet hatte. Familien des Justizadels, die nur jüngere Söhne zu Offizieren machten, die Erbsöhne aber in den geerbten *charges de judicature* nachfolgen ließen, blieben Angehörige des Justizadels und sind auch statistisch als solche zu werten. Berücksichtigt man diese Definition, zeigt sich, daß den zahllosen Fällen erfolgreicher Assimilation früherer *robe*-Familien in den Schwertadel bestenfalls infinitesimal wenige Fälle gegenüberstehen, in denen Angehörige bisheriger Schwertadelsfamilien in die *robe* wechselten (die regelbestätigende Ausnahme: das immer auch mit Schwertadeligen besetzte *parlement* der Bretagne). Nach dem 1615 erfolgten Wechsel eines anscheinend wirklich schwertadeligen Voyer de Paulmy d'Argenson in die *robe* ist dem Verfasser dieses Textes überhaupt nur noch ein einziger Fall bekannt (nämlich ein verarmter Châteaubriand, Bruder des Schriftstellers und bezeichnenderweise Bretone, der 1786 eine Charge als *maître des requêtes* erwarb, sie aber schon im Folgejahr zugunsten der Militärlaufbahn wieder aufgab), in dem ein Angehöriger einer unzweifelhaften Schwertadelsfamilie in die justizadelige Laufbahn einstieg. Alle in diesem Sinne sonst zitierten Fälle betreffen entweder jüngere, nur vorübergehend die Militärlaufbahn einschlagende Söhne von eindeutigen Justizadelsfamilien, solche Familien, die ihrer unbestreitbaren Tradition als Justizadel mittels mehr oder weniger durchsichtiger genealogischer Fälschungen eine glorreiche *épée*-Vergangenheit vorschalten wollten oder bestenfalls noch den einen oder anderen Angehörigen einer dem Hofadel niemals je auch nur zu Ohren gekommenen Familie winziger Provinzjunker. Der zu Beginn dieses Textes zitierte Léon Potier de Luxembourg, Duc de Gesvres (1620–1704) war der Sohn des Duc de Tresmes, des einzigen und zugleich letzten Mannes, der (1648/63) zum Herzog ernannt wurde, obwohl andere Linien seiner Familie noch immer in der *robe* aktiv waren (wohlgemerkt nur auf allerhöchster Ebene). Dieser Duc de Tresmes profitierte von seiner Charge als *capitaine des gardes du corps*, die er als Sohn eines Ministers erlangt hatte, von seiner Langlebigkeit (1579–1670), die ihn nach 52 Jahren als Kommandant der Leibgarde den Moment der Auszeichnung noch erleben ließ, von seiner Treue im Bürgerkrieg, von seiner Heirat mit einer Tochter des einst souveränen Hauses Luxembourg (*ex matre* Lothringen!) sowie vom mit dem Blut seiner beiden ältesten Söhne erkauften Einstieg in den Militäradel – der eigentlich inakzeptable Status wurde also ausnahmsweise durch eine Kombination von Faktoren ausgeglichen, die weder vorher noch nachher je wieder zustande kam.

spruchte Ressourcen folgen mußten, auf die sich ja Elias' Grundannahme einer den König begünstigenden Pattsituation alleine stützt. Eben diese prinzipielle Gegnerschaft aber geben die Quellen nicht her, die im Gegenteil vielmehr gerade verdeutlichen, wie selbstverständlich etwa altadelige Zeitgenossen abstrakte soziale Wertungen (z.B. der »niedrigen Geburt«, des »neuen Namens« etc.) und persönliche Sympathien, Allianzen und Kooperationen auseinanderzuhalten vermochten. Gerade eine für ihre Existenz so auf die Prinzipien von Hierarchie und Ungleichheit angewiesene Elite wie der Adel produzierte notwendigerweise auch, ja besonders *in ihrem Inneren* derartig viele Distinktionen, daß Rangkonflikte zwar im gesellschaftlichen Leben jener Zeit tatsächlich fast der Normalfall gewesen zu sein scheinen, diese Konflikte sich jedoch fast immer im Inneren von *robe* und *épée* und nur selten zwischen beiden Gruppen abspielten. Schon der zu Beginn dieses Textes kurz zitierte Fall aus dem Jahre 1699 ist ein absolut repräsentatives Beispiel, basiert er doch auf der Rivalität der schwertadeligen Herzöge mit den erst recht schwertadeligen Lothringer Prinzen (*princes étrangers*) und zeigt am Beispiel Gesvres', wie wenig man sich selbst innerhalb der winzigen, untereinander engstens verschwägerten und sozial weitgehend homogenen Gruppe der Herzöge auf rein ständische Solidarität verlassen konnte¹⁵: Muß man ausführen, wieviel weniger selbstverständliche Gemeinsamkeiten solche höfischen Herzöge und Amtsträger zwischen sich selbst und einem altadeligen, aber rang- und mittellosen Provinzedelmann zu sehen bereit waren? Gemessen an der Energie, die Prinzen von Geblüt, legitimierte Prinzen, *princes étrangers*, Herzöge (noch zu unterscheiden nach *ducs pairs*, *ducs héréditaires* und *ducs à brevet*), Marschälle und andere schwertadelige Funktionsträger für ihre Rangstreitigkeiten untereinander aufwandten, müssen ihnen die wesentlich selteneren ritualisierten Zeremonialkonflikte mit den ganz wenigen ranghöchsten Parlamentariern von Paris, die es überhaupt auf so etwas ankommen lassen konnten, fast schon wieder erholungsvoll vorgekommen sein.

Vor allem aber war es eben jene von Elias richtig erkannte deutliche Demarkationslinie zwischen *robe* und *épée*, die die strukturell bedingten Konflikte zwischen Angehörigen beider Gruppen in engen Grenzen hielt, indem sie beiden fast vollständig voneinander getrennte Karrierefelder zuwies. Einzig die geistliche Laufbahn stand ohne Einschränkungen den Söhnen beider Gruppen offen, und nur hier kam es ausweislich der präzisen Untersuchung

¹⁵ Daß Gesvres überhaupt nur deswegen in die Verlegenheit kam, Hut, Handschuhe und Degen entgegennehmen zu müssen, weil der an sich dafür zuständige Großkämmerer Duc de Bouillon sich mit einer verwaschenen Ausrede und Zustimmung des Königs auf sein Landgut abgemeldet hatte, sei einzig deshalb am Rande vermerkt, weil das Dilemma des armen Bouillon, der sowohl *duc pair* als auch *prince étranger* war, leider aber aus einer mit den Lothringern rivalisierenden sogenannten »neuen« Prinzenfamilie stammte, die latente Unlösbarkeit der meisten Rangkomplikationen besonders schön versinnbildlicht.

Joseph Bergins¹⁶ auch zu einer tatsächlich einigermaßen ausgewogenen Verteilung der großen Positionen, wenngleich natürlich selbst hier vornehmere Geburt bzw. bessere Verbindungen zum Machtzentrum Wartezeiten abkürzen und gewisse Qualifikationsmängel wettmachen konnten¹⁷. Da aus dynastischen Gründen notwendigerweise nur jüngere Söhne die geistliche Laufbahn einschlagen durften, ging es hier zudem keiner der beteiligten Familien so fundamental um die eigene soziale Weiterexistenz wie auf den anderen Feldern. In der Diplomatie standen justizadelige Amtsträger Seite an Seite mit schwertadeligen, konnten aber ihrer Geburt wegen nicht in allen Funktionen und an allen Höfen eingesetzt werden; zudem war die Gesamtzahl der attraktiven Gesandten- und Botschafterposten viel zu gering und mit dem allzu großen Karrierenachteil sehr langer Entfernung vom Machtzentrum verbunden, als daß um diese Posten ein nennenswerter Streit zwischen den beiden Adelsgruppen hätte ausbrechen können. Dagegen war das gesamte Feld der Justizämter, nach denen ohnedies kein Schwertadelliger strebte, ebenso der *robe* vorbehalten, wie andererseits die *épée* ein Monopol auf sämtliche größeren Hofämter besaß und vor allem im Gegensatz zu den wenigen funktionsbedingt zum Hofe gerufenen Justizadeligen auch ihre Frauen zu höfischen Veranstaltungen an den Hof bringen konnte. Unterlag währenddessen die Offizierslaufbahn als solche formal keinem adeligen und also erst recht keinem schwertadeligen Monopol, so kam doch in der Praxis kaum ein nichtadeliger Offizier über die alleruntersten Ränge hinaus und mußte auch die *robe* (hier wiederum nur durch jüngere Söhne vertreten) *de facto* mindestens lange Karriereverzögerungen in Kauf nehmen; an die Spitze der Militärhierarchie gelangten ihre

¹⁶ Joseph BERGIN, *Crown, Church and Episcopate under Louis XIV*, New Haven 2004, hier v. a. S. 59–70. Von den 250 zwischen 1661 und 1715 ernannten Bischöfen waren nach Bergins Kriterien 196 (78%) adelig, wobei hier aber auch z. B. der kurz vor der Nobilitierung seines Vaters noch bürgerlich geborene spätere Erzbischof von Rouen Jacques-Nicolas Colbert (1655–1707) als Nichtadeliger gezählt wird, obwohl er zum Zeitpunkt seiner Ernennung seit 19 Jahren adelig und der Schwager dreier Herzöge war. Von den 196 adeligen Bischöfen stammten 115 (58,7%) aus dem alten Adel, d. h. aus einer Kategorie, die bei Bergin alle u. U. ebenfalls alten, aber durch Ämter geadelten *robe*-Familien ausschließt.

¹⁷ Bezeichnenderweise machte Ludwig XIV. von seiner an sich strengen Regel, niemanden ohne vorheriges Bischofsamt direkt zum Erzbischof zu machen, fünf Ausnahmen für Vertreter schwertadeliger Familien (1667 Arles für Grignan, 1694 Bourges für Gesvres, den Sohn des zitierten Oberkammerherren, 1695 Cambrai für Fénelon, 1697 Arles für Mailly, 1714 Lyon für Villeroy), von denen außer dem ersten alle Hofchargeninhaber bzw. deren engste Angehörige waren, zwei Ausnahmen zugunsten der mächtigsten Ministerfamilien (1668 Le Tellier für Reims, 1680 Colbert für Rouen) und nur eine weitere Ausnahme, die dem unwichtigsten Erzbistum und einer ehemals ministerialen Familie galt (1668 Embrun für Brulart). Als der entschieden zu neuadelige königliche Leibarzt d'Aquin 1693 eine ähnliche Gnade für seinen Sohn zu erwirken suchte, besiegelte dies seine Ungnade und kostete ihn das Amt.

Vertreter praktisch nie¹⁸. Provinzgouverneur oder Herzog konnte kein *robin* je werden, den Heiligeistorden als sichtbarsten Ausweis der Elite-Zugehörigkeit nicht als vollgültiger Ritter und nur auf dem Umwege eines Ämterkaufmechanismus erlangen, der den Empfänger als für die echte Ordensmitgliedschaft nicht vornehm genug stigmatisierte. Wohl war ein Aufstieg in diese Höhen möglich, der aber stets mehrere Generationen dauerte und die Aufgabe der Justizadels-Zugehörigkeit zur Voraussetzung hatte.

So bliebe als letzter denkbarer Austragungsort der angeblichen Fehde zwischen Schwert- und Justizadel nur jene Sphäre, die aus allen traditionellen Perspektiven ja ohnedies die vornehmste und einzig wirklich relevante wäre: der Kampf um »wirkliche politische Macht«. Wo aber findet man und wo kämpft man um diese? Klammert man die Provinzen einen Moment aus und akzeptiert man die Prämisse einer seit dem Sieg über die Fronde 1652/53 konsolidierten zentralen Kronautorität, so fällt das Augenmerk recht zwangsläufig auf die oberste Ebene der Ministerialpolitik – das aber heißt, wie auch Elias es in augenfälligem Widerspruch zur Idee vom goldenen Käfig hervorhebt¹⁹, auf den Hof. Ungeachtet der zu jener Zeit bereits weitgehend ausdifferenzierten Unterscheidung zwischen Hof- und Regierungsfunktionen waren die Minister als Inhaber der allerobersten Regierungsämter zwar nicht mehr institutionell, wohl aber nach wie vor räumlich in den Hof integriert²⁰; die Existenz einer zunehmend wachsenden (nach modernen Maßstäben freilich immer noch lächerlich kleinen) außerhöfischen Bürokratie änderte nichts daran, daß nicht nur alle wichtigen, sondern eine für den heutigen Beobachter geradezu unfaßliche Anzahl auch marginalster Entscheidungen vom Minister selber getroffen und meistens dann noch dem König persönlich zur Zustimmung vorgelegt

¹⁸ Von 36 während der Selbstherrschaft Ludwigs XIV. ernannten Marschällen von Frankreich (*maréchal de France*, was nicht mit dem viel rangniedrigeren *maréchal de camp* [Generalmajor] zu verwechseln ist) stammten nur zwei (Catinat 1693 und Bézons 1709) aus zum Zeitpunkt ihrer Geburt noch aktiv der *robe* angehörigen Familien; die für schwertadelige Marschälle typische Dynastiebildung gelang dem einen überhaupt nicht, dem anderen nur auf unterster Ebene und ohne irgendeinen der üblichen Hauptpreise (Provinzgouvernement, Hofcharge, Herzogstitel) zu erlangen.

¹⁹ ELIAS, Die höfische Gesellschaft, S. 181. Der Widerspruch, der sich, wie im folgenden zu erläutern sein wird, daraus zu Elias' Aussage ergibt, wonach der hohe Adel durch die Krone konsequent »von jedem Anteil, auch jedem inoffiziellen Anteil an der Herrschaft« ausgeschlossen worden sei (ibid., S. 261), wird von ihm nicht aufgelöst.

²⁰ Für eine wesentlich detailliertere Darstellung und Interpretation der Machtbalance und des Verhältnisses zwischen Ministern und anderen, zwangsläufig schwertadeligen Hofakteuren, wie sie den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen müßte, sowie für die Beschreibung individueller Karrieremuster samt chronologischer Übersicht über die Geschichte der verschiedenen höfischen Allianzen vgl. Leonhard HOROWSKI, Das Erbe des Favoriten. Minister, Mätressen und Günstlinge am Hof Ludwigs XIV., in: Jan HIRSCHBIEGEL, Werner PARAVICINI (Hg.), Der Fall des Günstlings. Hofparteien in Europa vom 13. bis zum 17. Jahrhundert (Residenzforschung, 17), Ostfildern 2004, S. 77–125.

werden mußten²¹. Die Minister waren also alles andere als vom Hof abgesonderte Bürokraten; daran änderte es auch nichts, daß unter Ludwig XIV. sämtliche Ressortminister (Kanzler, Staatssekretäre, Generalkontrolleur der Finanzen) und damit die überwiegende Mehrheit der Mitglieder des Ministerrats der *noblesse de robe* entstammten. Was hier auf den ersten Blick wie die erfolgreiche Ausschaltung des Schwertadels von den wichtigsten politischen Machtpositionen aussah, muß bei näherem Hinsehen erneut einem nuancierteren Bild weichen.

Waren die Minister nämlich bis zum Tag ihrer Ernennung einem außerhöfischen *robe*-Parcours gefolgt, so waren sie von diesem Tag an um so mehr für Beibehaltung und Ausbau ihres Einflusses genauso wie alle anderen höfischen oder militärischen Amtsträger auf die Gunst des Königs angewiesen, die sich nur bei Hofe erlangen und dauerhaft behalten ließ. Gleichzeitig waren sie jedoch den anderen Hofakteuren gegenüber darin benachteiligt, daß sie zum einen der immensen Amtspflichten wegen sehr viel weniger Zeit für die hofspezifische Kontakt-, Observierungs- und Intrigenarbeit hatten (sich übrigens ja auch in diesem labyrinthischen System als Neuankömmlinge erst einmal wesentlich weniger auskannten) und daß sie zum anderen auch ihre der *robe* entstammenden Verwandten nicht dauerhaft an den Hof mitnehmen konnten, ergo keine automatisch verlässlichen und hinreichend königsnahen Verbündeten hatten, an die sie diese höfischen Notwendigkeiten hätten delegieren können. Das zwingende Resultat waren folglich jene engen und immer bald durch Heiratsverbindungen abgesicherten Bündnisse von Minister- und Hofchargenfamilien, die zum Nutzen beider Seiten ausfielen, weil beide Seiten über die ihnen fast symbiotisch angeschlossenen Schwiegerfamilien auf das zugreifen konnten, was die Standeskonventionen der Ämtervergabe ihnen direkt zu erwerben unmöglich machte: Ressortministerposten und administrative Macht in Steuer- oder Justizsachen für den hohen Schwertadel, Provinzgouvernements, militärische Kommandoposten, historisch gewachsene höfische Verwandtschaftsnetzwerke und konkurrenzlos königsnah Hofchargen für die Minister²². Wie nach dem Tode der »Großminister« der ersten Stunde, Colbert

²¹ Noch 1761 bedurfte es beispielsweise für die Ausführung eines Urteils, das wegen Diebstahls eines dem *tapissier du bureau de la guerre* gehörenden leicht vergoldeten Degenknaufs ergangen war, eines vollständigen Schriftwechsels der entsprechenden Justizinstanzen mit dem Kriegsminister (dem man mitten im Siebenjährigen Krieg genügend wichtigere Aufgaben unterstellen darf) und eines komplett von der eigenen Hand dieses Ministers geschriebenen Zustimmungsbriefts (Jacques LEVRON, *Les inconnus de Versailles*, Paris 1988, S. 195–198). Unter solchen Umständen verwundert es kaum noch, daß etwa kein Hauptmann in der Armee ohne ausdrückliche Zustimmung des Königs ernannt werden konnte und dementsprechend erst recht alle Entscheidungen, die Wohl und Wehe des höfischen Adels betrafen, dem Monarchen zu Auge kommen mußten.

²² Man beachte, daß diese Standesgrenzen der Ämterbesetzung in beide Richtungen ähnlich wirksam waren, also dem hochgeborenen Hofmann die Annahme bestimmter als zu unritter-

(1683) und Louvois (1691), dieses System sich zu Gunsten der herzoglichen Ministerschwiegersöhne neu ausbalancierte, wie die letzten zwanzig Jahre ludovizianischer Hofpolitik von drei bis vier Hofparteien dominiert wurden, deren keine mehr ministerial geführt wurde, und wie diese Parteien 1709 sogar einen vom König bis zuletzt persönlich begünstigten Chefminister stürzten, kann hier nur angedeutet werden und ist an anderer Stelle bereits ausführlicher beschrieben worden²³. Hier reicht es aus, die enge Zusammenarbeit der einzigen bei Hof relevanten *robe*-Akteure mit dem ranghöchsten Schwertadel hervorzuheben und die logischen Konsequenzen zu bedenken, die dies nicht allein für die Bewertung der Elias-These vom Ständekonflikt, sondern vor allem auch für die grundsätzlichen Prioritäten beider Typen von Akteuren hatte.

Sobald man nämlich anerkennt, daß kein Minister ohne Integration in die familiären und Klientelnetzwerke des höfischen hohen Adels auskommen konnte, drängt sich auch die Frage auf, wie dies mit dem Bild des tapfer nur an Sachfragen und Stärkung der Königsmacht orientierten Technokraten einher-

lich angesehener Positionen nahezu genauso unmöglich machten, wie sie andererseits den »niedrig geborenen« *robe*-Minister für die meisten schwertadelig konnotierten Positionen disqualifizierten. Ein nicht oft genug zu zitierendes Schlüsselzitat aus dem Munde des so gerne als bürgerlicher Technokrat dargestellten Colbert beschreibt bezeichnenderweise sein Amt als für die Marine und den Hof zuständiger Staatssekretär als *[la] charge la plus belle de toutes celles qu'un homme de ma condition puisse avoir*, womit nicht nur die geringere Wertigkeit seines nach modernen Kriterien viel relevanteren Amtes als Generalkontrollleur der Finanzen, sondern vor allem auch die geburtsbedingte Unerreichbarkeit noch besserer Positionen klar ausgesprochen wird (Pierre CLÉMENT [Hg.], Jean-Baptiste Colbert. Lettres, instructions et mémoires, 7 Bde., Paris 1863–1873 [ND Nendeln 1979], III, S. 47 [Instruktionen für den Sohn als designierten Amtsnachfolger; Hervorhebung L. H.]). Der Begriff *condition* bezeichnete in jener Zeit stets die Vornehmheit der Herkunft). Umgekehrt schwebte selbst Saint-Simon in seinen politischen Phantasien nie die Besetzung der traditionellen Ressortministerien durch ranghohe Schwertadelige, sondern stets nur ihre Degradierung und Unterordnung unter hochadelig besetzte Ratsgremien nach spanischem und österreichischem Vorbild vor, also jenes Modell der Polysynodie, das nach dem Tode Ludwigs XIV. 1715 tatsächlich an die Stelle der bisherigen Ministerialorganisation trat, schon 1718 aber seiner vom Regenten Orléans wohl auch geförderten Ineffizienz zum Opfer fiel. Erst 1758 nahm zum ersten Mal ein unbestreitbarer Schwertadeliger, zudem auch Marschall und Herzog, einen Staatssekretariatsposten an (sinnigerweise der inzwischen vollkommen in den Schwertadel und die ehemalige Colbert-Partei hineinassimilierte Enkel des 1661 gestürzten *robe*-Ministers Fouquet). Das Kanzleramt als faktisches Justizministerium blieb stets der *robe* vorbehalten; das Finanzministerium, welches in seiner prä-ludovizianischen ranghöheren Form als *surintendance* noch für einen Duc de Sully akzeptabel gewesen war, wurde als *contrôle général* ebenfalls nie mehr von Schwertadeligen, gar Herzögen angenommen, die dafür ein Monopol auf den weitgehend kompetenzlosen, aber sehr reich dotierten Posten des *chef du conseil des finances* behielten. An der tatsächlich weitreichenden und auch im moderneren Sinne »politischen« Machtausübung von Hofgranden wie z. B. Villeroy (1644–1730), Beauvillier (1648–1714), Noailles (1678–1766), d'Estrées (1695–1771) oder Soubise (1715–1787), die sich »nur« auf die Kombination von Hofcharge und Sitz im Ministerrat stützten, änderte dies nichts.

²³ HOROWSKI, Erbe des Favoriten, S. 93–98, 118–122.

gehen kann, das zum herkömmlichen Bild des absolutistischen Ministers gehört. Da Elias selber eine Entmachtung des Adels zwar durchweg impliziert, das in der klassischen Absolutismusthese damit meistens komplementäre Bild einer nunmehr bürokratischen Herrschaftsform, deren Hauptzweck die administrative Durchsetzung eines rationalen Modernisierungsprogrammes gewesen sei, aber weder verneint noch näher ausführt, mag hier ein kurzer Verweis auf die Angreifbarkeit dieses Bildes genügen. Beim näheren Hinsehen erweist sich selbst die administrative Aktivität der am stärksten mit solch ideologischen Programmen identifizierten Minister, sei sie nun auf die verbesserte Kontrolle der Provinzen²⁴, auf den Aufbau des bei Elias ausgeblendeten riesigen stehenden Heeres²⁵ oder auf die Reform der Finanzen²⁶ ausgerichtet gewesen, in genau dem starken Maße von klientelären Methoden und Imperativen geprägt, wie das zuvor Ausgeführte es erwarten ließ. Damit soll nicht negiert werden, daß Minister prinzipiell natürlich die Effizienz des königlichen Verwaltungsapparates zu stärken suchten; wohl aber ist in Erinnerung gerufen, wie selbstverständlich sie dies mit dem Imperativ der Versorgung ihrer Angehörigen und Klienten verbanden²⁷ oder notfalls ihm auch unterordneten, wie sehr sie auch in ihren Sachentscheidungen der höfischen Geographie der Gunst verpflichtet waren und wie sehr selbst ihre noch am deutlichsten ideologisch anmutenden Positionen (also z.B. Colberts Insistieren auf einer geldsparenden, handelsfreundlichen Marine- und Kolonialpolitik, Louvois' Plädoyer für eine massive kontinentaleuropäische Militärexpansion) mit den Interessen der an ihre jeweiligen Ressorts angehängten Familienklientelen übereinstimmten.

Was sich aber in diesem Punkt von den Ministern sagen läßt, galt in noch viel offensichtlicherem Maße vom höfischen Schwertadel: Sein Interesse an Sachpolitik im modernen Sinne verblaßte völlig neben dem Streben nach op-

²⁴ Sharon KETTERING, *Patrons, Brokers and Clients in Seventeenth-Century France*, New York 1986; Julian SWANN, *Provincial power and absolute monarchy. The Estates general of Burgundy. 1661–1790*, Cambridge 2003.

²⁵ André CORVISIER, *Louvois*, Paris 1983.

²⁶ Daniel DESSERT, *Argent, pouvoir et société au Grand Siècle*, Paris 1984. Die äußerst detaillierte Untersuchung belegt nicht nur, wie sehr auch noch Colberts Finanzpolitik von klientelärer Manipulation geprägt war, sondern demonstriert nebenher, in welch starkem Maße die bürgerlichen oder gerade erst geadelten Financiers und Steuerpächter, auf deren Schultern der Staatskredit ruhte, als Strohmänner des offensichtlich keineswegs ruinierten großen höfischen Adels wirkten.

²⁷ Vgl. Jay M. SMITH, *The Culture of Merit. Nobility, Royal Service, and the Making of Absolute Monarchy in France, 1600–1789*, Ann Arbor 1996, für eine plausible Erörterung der Kompatibilität einer meritokratischen Sprache mit selbstverständlicher Bevorzugung geborener Aristokraten, denen das ihrem Stand entsprechende (also v. a. militärische) Verdienst eben angeboren sei. Smiths emphatische Betonung der Rolle des Königs als Augenzeuge und Schiedsrichter in Fragen des Verdienstes trifft sich gut mit der Annahme eines *freiwilligen* Strebens des alten Adels zum Hofe.

timaler Versorgung, vor allem aber dynastischer Verewigung des eigenen Hauses in großen Positionen und hohen Rängen²⁸. Von den rückblickend mit großer Politik assoziierten Themenfeldern waren für die überwältigende Mehrheit dieses höfischen Adels höchstens die nicht regelmäßig anstehenden fundamentalen Fragen der Religionspolitik oder die Frage, ob Krieg geführt werde (weniger schon, gegen wen), interessant genug, um prinzipiell Anteil an den Aktivitäten der Ressortminister zu nehmen und gegebenenfalls zu bedauern, daß man selber keiner war. Die ungleich höhere Priorität galt jedoch unzweifelhaft der Versorgung des eigenen Hauses mit Rangtiteln, Zeremonialprivilegien, Hofämtern, Gouvernements, Militärkommandos, geistlichen Pfründen, königlichen Pensionen oder Geldgeschenken und den durch Chargen wie Rangtitel magnetisch angezogenen reichen Heiraten. All das aber wurde direkt bei Hof und nie ohne direkte Konsultation des tagaus, tagein von seinen Hofchargen umgebenen Königs verteilt: Muß man sich wundern, wenn diese Königsnähe keineswegs als Gefangenschaft, sondern ganz im Gegenteil als Krönung jeder Familienlaufbahn empfunden wurde? Ein fast beliebig ausgewähltes Beispiel unter vielen ist die Bewertung eines höfischen Personalwechsels des Jahres 1672 in einem Brief der Marquise de Sévigné an ihre Tochter:

Voici une nouvelle: écoutez-moi. Le Roi a fait entendre à MM. de Charost qu'il vouloit leur donner des lettres de duc et pair, c'est-à-dire qu'ils auront dès à présent les honneurs du Louvre tous deux, et une assurance d'être passés en parlement la première fois qu'on en passera²⁹. On donne au fils la lieutenance générale de Picardie, qui n'avoit point été remplie depuis longtemps, avec le gouvernement de Calais, et vingt mille francs de pension, et deux cent mille francs de M. de Duras, à qui moyennant cela ils cèdent leurs charges de capitaine des gardes du corps. Raisonniez sur tout cela, et voyez si M. de Duras ne vous paroît pas plus heureux que M. de Charost. Ces places sont d'une telle beauté, par la confiance qu'elles marquent et l'honneur d'être proche de Sa Majesté, qu'elles n'ont point de prix. Il ira à l'armée pendant son quartier³⁰ avec Sa Majesté, commandera toute la maison du Roi³¹. Il n'y a point de dignité qui console de cette perte³².

²⁸ Dieser Aspekt wird wesentlich ausführlicher in meiner Doktorarbeit ausgeführt werden; vgl. inzwischen Leonhard HOROWSKI, »Such a great advantage for my son«. Office-holding and career mechanisms at the Court of France, 1661–1789, in: *The Court Historian* 8 (2003), S. 125–175, hier v. a. S. 141–145.

²⁹ Also eine Zusage, den vorerst *ad personam* erteilten Herzogsrang durch Registrierung im Parlament von Paris in einen vollgültigen und dann erblichen *duché-pairie* umzuwandeln, bevor diese Ehre irgend jemand anderen zuteil werden würde (der Hofrang der Pairs richtete sich nach diesem Registrationsdatum). Diese Zusage wurde 1690 realisiert, nachdem Charost junior mittels des ihm ebenfalls 1672 verliehenen *brevet d'entrées* den König bei seinem *coucher* regelrecht in die Enge gedrängt und zur Einlösung des Versprechens genötigt hatte.

³⁰ Die Hauptleute der Leibgardekompanien versahen ihren Dienst, der sie ständig an der Seite des Königs hielt, reihum in Vierteljahresabschnitten; die bisherige *compagnie de Charost* hatte jeweils vom 1. April bis zum 30. Juni Dienst.

³¹ Das heißt sämtliche Einheiten des königlichen Militärhaushaltes (neben den *gardes du corps* noch *gardes françaises*, *gardes suisses*, *gendarmes*, *cheveau-légers* und *mousquetaires de la garde*), also der Elite des französischen Heeres. Innerhalb von drei Jahren war der be-

Aufschlußreich ist hieran nicht nur, wie relativ weich Hofchargeninhaber im Vergleich zu Ministern fielen; selbst wenn es sich wie hier um den Schwiegersohn des als Staatsfeind Nr. 1 behandelten ehemaligen Ministers Fouquet und den Vater dieses Schwiegersohnes handelte, die der König aus Zweifel an ihrer Loyalität entgegen dem üblichen Prinzip lebenslanger Amtsausübung als Kommandanten einer der vier Leibgardekompanien ablösen wollte, verzögerte sich diese Ablösung bis ins elfte (!) Jahr nach der Einkerkierung des Ministers, um schließlich durch die übliche Ablösesumme, den höchsten herzoglichen Rangtitel, das für die Heereskarriere als Sprungbrett ideale Gouverneursamt einer kriegsrelevanten Grenzprovinz und ein hier nicht einmal erwähntes *brevet d'entrées* (also die privilegierte Zulassung zum königlichen *lever* und *coucher*) versüßt zu werden – von den ohnehin nicht verlierbaren Verwandtschaftsbeziehungen zu anderen großen Hofchargenfamilien gar nicht zu reden, die dem nächsten Duc de Charost dann 39 Jahre später ein als verdient empfundenenes ›Comeback‹ auf genau dieselbe Charge ermöglichten³³. An diesen immensen Belohnungen selbst für in latenter Ungnade aus dem Amt geschiedene Inhaber ist wie auch am pointierten Kommentar der Marquise vor allem abzulesen, welchen enormen Wert der Schwertadel genau jenen Ämtern und Belohnungen zumaß, auf die er unter Ludwig XIV. sein Monopol nicht einfach nur behielt, sondern aufgrund der von diesem Monarchen wiederhergestellten politischen Stabilität noch ausbauen konnte.

Zu häufig werden ja die seiner Herrschaft vorausgehenden Jahrzehnte undifferenziert als eine Epoche adeliger Freiheit mit der angeblichen Unterwerfung unter den Absolutismus kontrastiert, ohne zu bedenken, daß jene Zeit ständiger Bürgerkriege und blutig niedergeschlagener Aufstände dem hohen Adel nur sehr zweifelhafte Freiheiten zu bieten gehabt hatte. Mit Ausnahme Saint-Simons sah der höfische Adel seiner Zeit weit weniger die Gegenwart als vielmehr die eben beendete Ära der rücksichtslosen Kardinal-Premierminister Richelieu und Mazarin als eine Epoche brutaler Unterdrückung an und schätzte sich glücklich, daß die Zeit dieser übermächtigen ›Königs-Alter Egos‹ vor-

reits 1668 zum Herzog erhobene Duras Marschall von Frankreich; sein Bruder Lorges erhielt 1676 in kurzem Abstand eine weitere Leibgardekompanie, dann ebenfalls den Marschallsstab und 1691 auch einen Herzogstitel. Bis zum Ende der Monarchie hatten ihrer beider Nachkommen in jeder Generation höchste Hofchargen inne, drei von ihnen auch wieder den Marschallstitel.

³² Mme de Sévigné an ihre Tochter Mme de Grignan, Paris 9. März 1672; Émile GERARD-GAILLY (Hg.), Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné. Lettres, 3 Bde., Paris 1953–1963, I, S. 492.

³³ Sowohl zum Mechanismus der höfischen Ämterkäuflichkeit als auch zum beispielhaften Fall Charost vgl. ausführlicher Leonhard HOROWSKI, Der Preis des Erfolgs. Die Hofchargen von Versailles zwischen Verschuldung und Patrimonialisierung (1661–1789), in: Karsten PLÖGER, Hagen SCHULZE (Hg.), *Luxury and Integration: Material Court Culture in Western Europe, 12th–18th Centuries*, Oxford 2006.

bei war, die bedenkenlos Personen von höchstem Rang hatten hinrichten lassen, alle großen Chargen für ihre Klientel monopolisiert und dem alten Adel nur die Wahl zwischen riskanter Rebellion oder (angesichts seiner vielen Klienten nicht einmal besonders lohnender) Unterordnung unter einen Parvenu gelassen hatten. Die von Ludwig XIV. 1661 vorgenommene Abschaffung des Premierministerpostens, die er noch im selben Jahr durch die exemplarische Vernichtung des plausibelsten Anwärters Fouquet unterstrichen hatte, mußte so dem Schwertadel gerade nicht als Beginn einer neuen, sondern als Befreiung von einer unnatürlichen alten Despotie empfunden werden, als eine Rückkehr zu jenem idealen Normalzustand, in dem wieder mehrere gleichberechtigte Hofclans um die großen Belohnungen wetteifern konnten und nicht mehr fürchten mußten, sie an einen übermächtigen Vizemonarchen zu verlieren³⁴. An die Stelle der bisherigen Patrone (zu denen man auch die Rebellenprinzen der Fronde zählen muß, die sich in den Augen des mittleren Adels soeben nicht durch ihren Aufstand, wohl aber durch dessen strukturbedingte Erfolglosigkeit kompromittiert hatten) trat nun einer, dem zu dienen noch weit ehrenvoller war; kein Wunder, daß alles an seinen Hof strebte, kein Wunder vor allem auch, daß diejenigen, denen es gelungen war, sich dort zu etablieren, niemand Nachkommendem mehr Platz machen wollten.

Hier nun zeigte sich, daß Ludwig XIV. dem alten Adel tatsächlich bot, was dieser unter den Vorgängern so schmerzlich vermißt hatte: die sehnlichst erstrebte Kontinuität des Ämterbesitzes bei nur rhetorischer Wahrung der königlichen Alleinverfügung. So wie die großartige Ankündigung, Provinzgouvernements nur noch auf drei Jahre an abrufbare Inhaber zu verleihen, nicht das Geringste daran änderte, daß *de facto* alle Inhaber auf Lebenszeit Gouverneur blieben (nun nur eben alle drei Jahre neue Ernennungsurkunden bekamen), ihr Amt höchstens zugunsten eines besseren aufgaben und fast immer auch ihre nächsten Erben zu Nachfolgern bekamen³⁵, wurden auch die großen Hofämter

³⁴ Für eine mit dieser Sichtweise kongeniale Interpretation der ersten Herrschaftsjahrzehnte Ludwigs XIV. und für die Rolle Colberts und Louvois als jeweils »halbe Premierminister« vgl. Jean-Christian PETITFILS, *Louis XIV*, Paris 1995.

³⁵ Vgl. dazu in Abwesenheit der seit Jahrzehnten dringend angemahnten Studie zur Rolle der Gouverneure die Prosopographie bei Jean DUQUESNE, *Dictionnaire des gouverneurs de Province sous l'Ancien Régime* (novembre 1315–20 février 1791), Paris 2002, sowie demnächst das in vielen Punkten ergänzte Verzeichnis der Gouverneure und wichtigsten *lieutenants généraux* in der Buchversion meiner Doktorarbeit. Auch wenn es für die Zwecke der hier vorgelegten Argumentation vollkommen ausreichen würde, die Gouverneursposten als weitgehende Sinekuren anzusehen, die dem Inhaber »nur« ein fürstliches Einkommen, vom König bezahlte Repräsentation und Leibwachen, den denkbar höchsten zeremoniellen Status in der betreffenden Provinz und eine faktische legale Unangreifbarkeit garantieren mochten, gibt es starke Indizien dafür, daß auch in diesem Punkt die herkömmliche Absolutismusthese revisionsbedürftig ist und die Gouverneure zumindest vieler Provinzen auch unter Ludwig XIV. keineswegs jene Schatten ihrer selbst waren, als die die einseitige Auswertung der besser überlieferten Intendantenberichte sie oft erschienen ließ. Vor allem die Rolle der

spätestens nach Ablauf einer kaum zwanzigjährigen Übergangsphase, die sich bemerkenswert genau mit der Jugend des Königs überschneidet, faktisch zum Patrimonium der von da an immer gleichen und praktisch nicht mehr austauschbaren Familien³⁶. Waren 1661 noch immerhin 51,1% aller Inhaber großer Chargen im Haushalt des Königs Hofwürdenträger in erster Generation gewesen, so sank dieser Anteil bis 1715 auf bloße 25,6%, um sich dann bis 1787 auf zuletzt 15,9% zu verringern. Von 43 Personen, die zwischen 1682 und 1715 erstmals ein großes Amt im königlichen Haushalt erhielten, waren bereits 24 die engsten Angehörigen (19 davon auch die direkten Erben) ihrer Vorgänger; unter den verbleibenden 19 finden sich neben einem legitimierten Königssohn fünf Neuernannte, die Kinder, Ehepartner oder Geschwister der Inhaber *anderer* großer Hofchargen waren, sechs Söhne ministerialer Familien (sämtlich auf Chargen zweiter Ordnung ernannt und sämtlich bis zur Unkenntlichkeit in den höfischen Schwertadel hineinverschwägert), zwei bisherige Inhaber etwas kleinerer Chargen im selben Haushalt und nur noch fünf Neueinsteiger, von denen aber drei auch bloß noch in die aus strukturellen Gründen zur Dynastiebildung ungeeigneten Ämter des *grand aumônier* bzw. *capitaine-lieutenant des mousquetaires de la garde* hineinkamen: So blieben am Ende gerade einmal zwei Personen (Boufflers und d'Harcourt), die bei strenger Betrachtung von außerhalb der großen Hofclans erfolgreich ins Innerste des Systems kamen. Beide wurden Marschall und Herzog, schlossen Heiratsbündnisse mit etablierten Familien, gründeten Dynastien und trugen so das Ihre dazu bei, etwaigen Nachahmern in Zukunft noch weniger Chancen auf Einstieg in den magischen Zirkel zu lassen. Kann es verwundern, daß eine Aristokratie, die sich derart fest in der Umgebung des Monarchen verankert hatte, auch ein Eigeninteresse daran hatte, ihm möglichst große Finanz- und Machtressourcen zur Umverteilung zu sichern, um dann nicht allein durch direkte Bitten an den Monarchen, sondern auch als Vermittler für alle Ausgeschlossenen im großen Stil davon zu profitieren? Die inzwischen in zahlreichen Einzelstudien konstatierte Bereitschaft der größten Familien des alten Adels, in den Provinzen Hand in Hand mit den »moderner« Vertretern der königlichen Autorität Widerstände gegen Zentralisierung und Besteuerung

ebenfalls aus dem hohen und meistens höfischen Schwertadel rekrutierten *lieutenants généraux des provinces*, die einen tatsächlichen Sinekuren-Gouverneur oft durchaus effizient vertraten und qua Amt bevorzugte Aussichten auf den »modernen« Posten des *commandant en chef* in ihrer Provinz hatten, verdiente größere Berücksichtigung, als ihr bisher zuteil geworden ist.

³⁶ Eine sehr viel ausführlichere Prosopographie (Verzeichnis aller Hofchargeninhaber, ihrer Namenswechsel, Lebensdaten, Familienbeziehungen, sonstigen Ämter und Würden etc.) sowie genaue Interpretation der Mechanismen höfischer Personalpolitik demnächst in meiner Doktorarbeit; inzwischen zu den die Dynastiebildung erleichternden Faktoren (v. a. auch zur Institution der *survivance*) HOROWSKI, Such an Advantage, S. 163–172.

auszuräumen³⁷, wäre so nicht nur ein weiteres Zeichen für das Fehlen einer umfassenden Gruppensolidarität im Schwertadel, sondern auch eine logische Begleiterscheinung der erfolgreichen Integration dieser größten Familien in das Macht- und Verteilungsgeflecht des Hofes. Nicht zuletzt die ökonomisch ruinöse Expansions- und Dauerkriegspolitik Ludwigs XIV. war geeignet, ihm die Bewunderung und Sympathie einer Aristokratie einzutragen, die seine Wertvorstellungen ganz und gar teilte und die der Eliasschen »Verhofung der Krieger« zum Trotz ihre Zeit noch immer zwischen Hofdienst und Schlachtfeld teilte; da nahezu alle Offiziere aus dem Schwertadel und erst recht die Mehrzahl der wichtigen Kommandanten aus dem Hofadel stammten, war der Aufbau eines Heeres von bisher ungeahnten Dimensionen aus der Perspektive des Adels die reinste Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.

Angesichts dieser Indizien für einen gewiß nicht explizit ausgehandelten, wohl aber in den Maßnahmen Ludwigs XIV. enthaltenen und vom alten Adel als attraktiv erkannten Elitenkompromiß, wie ihn sehr überzeugend schon Katia Béguin vorgeschlagen hat³⁸, sollte auch die gängige Interpretation des höfischen Zeremoniells einer gebotenen Revision unterzogen werden. Nicht etwa, daß man das Kind mit dem Bade ausschütten und behaupten müßte, Ludwig XIV. habe, da er offensichtlich jenen ihm lange unterstellten allumfassenden Unterwerfungs- und Durchherrschungsplan nicht komplett umsetzte, deswegen nun gleich gar kein Gefühl für die Chancen und Notwendigkeiten aller möglichen Kontroll- und Beeinflussungstechniken gehabt. Dem steht nicht allein die wohlbekannte Maschinerie künstlerischer und medialer Glorifikation entgegen, wie sie Peter Burke beschrieben hat³⁹; auch die noch viel direkter vom Herrscher ausgehenden symbolischen und praktischen Handlungen des Jahres 1661, vor allem aber seine als Ratschläge für den Thronfolger verfaßten Memoiren über die ersten Regierungsjahre sind vorhanden und lassen sich nicht einfach dadurch wegargumentieren, daß im einen Fall der gerissene Colbert seine Hand⁴⁰, im anderen Falle wortgewandte Angehörige des Justizadels

³⁷ Vgl. z. B. William BEIK, *Absolutism and Society in Seventeenth-Century France*, Cambridge 1985, Roger METTAM, *Power and Faction in Louis XIV's France*, Oxford 1988, Donna BONAHAAN, *Crown and nobility in early modern France*, Basingstoke 2001 sowie KETTERING, *Patrons*.

³⁸ Katia BEGUIN, *Louis XIV et l'aristocratie: coup de majesté ou retour à la tradition?*, in: *Histoire, économie et société* 19 (2000), S. 497–512.

³⁹ Peter BURKE, *Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs*, Frankfurt a.M. 1995.

⁴⁰ Daniel DESSERT, *Louis XIV prend le pouvoir. Naissance d'un mythe? (1661. La mémoire des siècles)*, Brüssel 1989. Auch wenn man dem durch und durch negativen Colbert-Bild dieses Autors nicht vollkommen zustimmen will, kann man schwerlich bestreiten, daß die Inszenierung von 1661 (also das mit realen Akteuren aufgeführte Moralienspiel der Ersetzung eines verdorbenen durch einen selbstlos treuen Minister) ein besonders schlagendes Exempel dafür ist, wie man durch geschickte Anwendung absolutismuskompatibler Rhetorik das Geltungsbedürfnis des Herrschers vor den Karren der eigenen Clan-Ambition spannen konnte.

seine Feder geführt zu haben scheinen. Wohl aber empfiehlt es sich, genau hinzusehen und die diversen Beispiele absoluten und sehr durchdachten Herrschaftshandelns nur jeweils als genau das zu nehmen, was sie angeben. In einer von Elias zitierten Schlüsselpassage der *Memoiren Ludwigs XIV.* empfiehlt dieser seinem Sohn: *que vous partagiez votre confiance entre plusieurs, d'autant que chacun de ceux auxquels vous en faites part étant par une émulation naturelle opposé à l'élévation de ses rivaux, la jalousie de l'un sert souvent de frein à l'ambition de l'autre*⁴¹. Für sich genommen bezeichnet dieser Satz nicht nur eine (freilich weder sehr originelle noch absolutismusspezifische) Herrschaftspraxis, sondern auch eine solche, die Ludwig XIV. in ihrer ausgeprägteren Form etwa mittels des rivalisierenden Ministerduos Colbert-Louvois sowie durch eine dazu parallele, genau austarierte Politik der Verteilung sozialen und materiellen Kapitals unzweifelhaft praktizierte; was er hingegen gerade nicht beinhaltet, ist das von Elias indirekt darauf gegründete Ausspielen eines homogenen Standes gegen einen anderen ebensolchen. Und sollte man wirklich mit Elias aus diesem Satz folgern, daß der solcherart in Bewegung gesetzte Mechanismus ein für den Mechaniker kraftsparendes Perpetuum mobile gewesen sei, »eine Kraftstation, innerhalb deren [sic] ein Hebeldruck des Steuernden das Vielfache der Kräfte auslöste, die er selbst anwendete«⁴²? Betrachtet man beispielhaft eine der endlos vielen von höfischen Diaristen überlieferten Etikettekomplikationen, also etwa die 1687 aufgeworfene Streitfrage, welches Dienstaltekriterium den ranghöchsten Oberkammerherren und damit den in Abwesenheit des Diensttuenden bevorzugten Stellvertreter desselben bestimmen solle, aus der Nähe, so könnten einem daran Zweifel kommen:

La dispute s'échauffant insensiblement, chacun de ces messieurs parla de son droit au Roi, qui leur dit de régler la chose entre eux et le mieux qu'ils pourroient. Cet expédient étoit bon pour le Roi, parce qu'il se déchargeoit d'une affaire, mais non pas pour eux, car ils ne se seroient jamais accordés ensemble; mais M. de Beauvilliers [sic], ayant fait assembler ses confrères, leur dit que M. de Louvois étoit beau-frère de M. le duc d'Aumont, et que M. de Seignelay⁴³ étoit le sien, et leur demanda s'ils vouloient bien leur en remettre le jugement. Ils n'avoient garde de désavouer deux ministres; ainsi on s'en remit à leur décision; mais ils ne

⁴¹ Jean LONGNON (Hg.), *Mémoires de Louis XIV.*, Paris 2001, S. 248. ELIAS, *Die höfische Gesellschaft*, S. 198, zitiert daraus ab »la jalousie«.

⁴² ELIAS, *Die höfische Gesellschaft*, S. 198.

⁴³ Der Sohn und Nachfolger Colberts als Staatssekretär; ganz nebenher ist die Konstellation Beauvillier-Seignelay und d'Aumont-Louvois also auch wieder eine Erinnerung an die unvermeidlichen Verschwägerungen von Hofgranden und Ministern. Der Duc d'Aumont war seit März 1669 vollgültiger Inhaber (*titulaire*) seiner Oberkammerherrencharge und damit dienstälter als die Herzöge von Gesvres (Juli 1669) und La Trémoille (1675); der Duc de Beauvillier war erst seit dem Tode des Vaters einige Tage zuvor *titulaire*, hatte das Amt aber schon seit 1666 als *survivancier*, also Adjunkt und designierter Nachfolger seines Vaters ausgeübt.

*voulurent s'en charger, et ils promirent seulement d'éclaircir la chose entre eux et d'en faire le rapport au Roi; ce qui ayant été fait, Sa Majesté jugea en faveur de M. de Beauvilliers*⁴⁴.

Einen König, der sich der Etikette durchgehend als Herrschaftsinstrument bediente, jede Gelegenheit nutzte, um zu erheben und zu erniedrigen, übrigens auch Minister, die Freude daran haben, über die Angelegenheiten vornehmer, aber entmachteter Grandseigneurs zu richten – all das würde man sich anders vorstellen und vermag man hier ebensowenig zu finden wie in einer sehr großen Zahl vergleichbarer Beispiele⁴⁵. Hätte ein Monarch, der das System höfischer Ränge in erster Linie als konsequent einzusetzendes, womöglich noch neu eingerichtetes Machtinstrument verstand, wirklich mit der Regelung des Ranges der Prinzessinnen bis 1710 gewartet, obwohl er zu diesem Zeitpunkt schon 50 Jahre lang Zeuge ihrer Streitigkeiten gewesen war? Hätte er die lebenswichtige Grundsatzfrage, ob ein *duc pair* seinen Rang im Parlament nach dem Registrationsdatum der *lettres patentes* oder vom Tag der Rezeption des Erstempfängers nehmen solle (und ob also sein Favorit La Rochefoucauld Vorrang vor dem ungeliebten Saint-Simon habe), wirklich bis 1714 unbeantwortet gelassen, obwohl der entsprechende Streit seit 1637 vor sich hin kochte? Eher wird man wohl auch Ludwig XIV. ein gewisses menschliches Talent zur langsamen Ermüdung zugute halten dürfen, demgegenüber das große Ausmaß der ständig und fast gnadenlos aus dem hohen Adel an den König herangetragenen Bitten um Distinktionen oder einflußpolitisch nützliche Vorrechte betont und folglich über eine Interpretation nachdenken müssen, die deutlicher als bisher zwischen verschiedenen Ebenen, Ausdrucksformen und Nutzenwendungen von Zeremoniell und Etikette unterscheidet.

Gerade angesichts der Ubiquität von Rangfragen im Ancien Régime erscheint es notwendig, nicht aus jedem Aufeinandertreffen verschiedener Ranginhaber oder Funktionsträger sofort unterschiedslos auf ein einheitliches und stringent vom Herrscher manipuliertes Zeremonialsystem zu schließen⁴⁶. Viel

⁴⁴ SOURCHES, Mémoires, II, S. 64f. Das resultierende Reglement vom 15. Juli 1687: Paris, Bibliothèque Nationale, MS Clairambault 814, fol. 861 (zitiert nach DUINDAM, Vienna and Versailles, S. 185, Anm. 12).

⁴⁵ Sehr grundsätzlich, aber zugleich auch mit zahlreichen weiteren Beispielen zu dieser Problematik DUINDAM, Vienna and Versailles, S. 181–223.

⁴⁶ Ein vielleicht besonders interessantes, weil so merkwürdig offensichtliches Beispiel solcher Überinterpretationen ist die von François Bluche (nicht umsonst dem stärksten Vertreter des Bildes vom pragmatisch-modernen Ancien Régime) vorgebrachte These, die »wahre« Rangordnung der französischen Elitengesellschaft sei von Ludwig XIV. ausgerechnet im Tarif der 1695 als kriegsbedingte Zusatzsteuer eingeführten *capitation* kodifiziert wurden (François BLUCHE, Jean-François SOLNON, La véritable hiérarchie sociale de l'ancienne France. Le tarif de la première capitation [1695], Genf 1983) – ein Vorgang, den derselbe Autor in Anspielung auf das rigide meritokratische Rangschemata Peters des Großen auch als »refonte du tchin« (François BLUCHE, Louis XIV, Paris 1987, S. 162) bezeichnet und von dem er und sein Mitautor schreiben: »Le Roi veut des ducs disciplinés (par exemple accep-

hilfreicher für das Verständnis der höfischen Gesellschaft dürfte ein Modell sein, das zwischen den Polen Zeremoniell (große, seltene und von »außen« aufmerksam verfolgte Staatsakte) und Etikette (Regelungen für den routinisierten Ablauf des höfischen, ggf. sicher auch sonstigen staatlichen Alltags) Platz für eine weite Bandbreite von Einzelaktionen und -entscheidungen läßt. Am äußersten zeremoniellen Ende müßte man sich dann etwa die Plazierung eines Akteurs bei Krönung, *lit de justice* oder in der Prozession des Heiligeistor dens vorstellen, auch unbedingt die Verleihung des erblichen Herzogsranges, in der Mitte etwa die (halbwegs dauerhafte) Erteilung der *premières entrées*, eines *justaucorps à brevet* oder des Einstieges in die königlichen Karrossen und am äußersten Etikette-Ende etwa die (an sich einmalige) Mitnahme nach Marly, die fallweise Gewährung des Handleuchters (*bougeoir*) beim *coucher* oder die Plazierung der nichtprinzlichen Tänzer beim regulären königlichen Ball. Ein solches Modell erlaubte es auch, erstens zwischen mehr oder weniger folgenreichen, also schwer- oder leichtgewichtigen Entscheidungen und zweitens zwischen sehr unterschiedlichen Graden königlicher Handlungsspielräume genauer zu unterscheiden. Je näher nämlich eine rangrelevante Situation am Zeremonialpol angesiedelt war, desto deutlicher und potentiell unwiderflicher machte sie in der Regel den dabei gewährten Rangvorteil (*tirer à conséquence*), desto größer war also auch die Wirkung einer hier bezeugten Gnade. Die 1688 getroffene Entscheidung, die Lothringer Prinzen bei Ordenszeremonien unmittelbar dem Königshaus folgen zu lassen, befestigte auf immer nicht nur deren Anspruch auf Vorrang vor den Herzögen, sondern auch vor den nicht gleichermaßen ausgezeichneten übrigen *princes étrangers*, die sich den Orden prompt überhaupt nie mehr erteilen ließen; der beim *coucher* jeden Tag einem anderen Höfling in die Hand gedrückte Leuchter verlieh dagegen überhaupt keinen Rang und hätte in keinem zukünftigen Statusstreit als Argument getaugt. Genau umgekehrt stand es um den Handlungsspielraum des Königs, der den Leuchter jedem beliebigen Anwesenden hätte übergeben

tant, en 1695, d'être classés après les plus grands financiers« (BLUCHE, SOLNON, Véritable hiérarchie, S. 54). Aber worin bestand denn die Disziplinierung? Tatsächlich orientierte sich die Steuerveranschlagung, da in Ermangelung eines Katastersystems keine individuellen Vermögensdaten vorlagen, grob an sozialen Gruppen und am ihnen plausibel unterstellbaren Wohlstand, so daß zuletzt die Steuerpächter und großen Finanzleute in der Tat eine Steuerklasse über den Herzögen stehen. Warum jedoch sollten letztere daran Anstoß genommen haben, wenn doch diesem Leser selbst nach der Durchsicht tausender Seiten von Hof- und Zeremonialmemoiren nicht auch nur ein einziger Fall bekannt wäre, in dem *irgend jemand* (geschweige denn ein Financier, also der sprichwörtliche Neureiche, gegenüber einem Herzog, also der Quintessenz des großen Herren) unter Berufung auf diese Steuerklassen auch nur den geringsten Rangvorteil beansprucht hätte? Manchmal, ist man versucht vorzuschlagen, ist ein Steuertarif wirklich nur ein Steuertarif und ein niedriger als die Finanzleute besteuerte Herzog ein glücklicher Herzog. Zum Katasterproblem vgl. Richard BONNEY, »Le secret de leurs familles: the fiscal and social limits of Louis XIV's dixième, in: French History 7 (1993), S. 383–416.

lassen können, im Falle der Ordenszeremonie aber nur gerade die *princes étrangers* und niemand anderen den Herzögen vorziehen konnte, weil mit der Wichtigkeit eines Anlasses auch die Bekanntheit und normative Macht der Präzedenzfälle stieg⁴⁷.

Wirklich großen Handlungsspielraum (ob er ihn nun willentlich ausnutzte oder nicht) hatte der König also am ehesten dort, wo es um momentane und unter Statusgesichtspunkten sekundäre Bevorzugungen innerhalb der Alltagsroutine ging. Freilich war die Bevorzugung innerhalb der verhandelbaren Etikette ein verlässlicherer Gradmesser direkter oder abgeleiteter Königsgunst als die stärker strukturdeterminierte Position bei großen Zeremonien; wohl brachte auch erstere oft ein größeres Maß an nützlicher Königsnähe mit sich als letztere – der Empfänger des Handleuchters konnte, während er dem Monarchen leuchtete, einige Minuten lang relativ ungestört mit ihm sprechen, was bei der Ordensritterzeremonie dem bevorzugten Lothringer ebenso verwehrt blieb wie dem benachteiligten Herzog. Weil aber den Prioritäten der Adelswelt gemäß große zeremonielle Auftritte (ob man ihrer nun als Herzog oder als Hofcharge teilhaftig wurde) doch die Hauptgewinne waren, diente auch die funktionale Königsnähe eben letztlich deren Erwerb und konnte, wo dieser mißlang, kaum ausreichender Ersatz sein. Es wäre also schon deshalb sinnlos, den hauptsächlich Rang und Geburt privilegierenden Zeremonialstatus gegen die eher funktionsbedingten Etiketteprivilegien auszuspielen, das eine als leeren Rang, das andere als wirkliche Nähe zur Macht zu qualifizieren: Wer eines hatte, strebte zwangsläufig nach dem anderen und hatte, wie sich an der Beinahe-Identität des Herzogs- und Prinzenkollektivs mit der Spitzengruppe der Hofchargeninhaber erweist, gute Aussichten, beides miteinander zu vereinen.

Wichtig bleibt die Unterscheidung von Alltags-Etikette und selteneren Großzeremonien vielmehr, weil sie es erlaubt, die Motive des Königs und sein Verhältnis zum hohen Adel präziser zu bestimmen. Wo es um die Regelung von Etiketteprivilegien ging, stand die Verteilung von Zugangsrechten und momentanen Gunstbezeugungen unter den ohnedies schon privilegierten hochadeligen Oberchargen im Vordergrund, mußte der König also als oft ermüdeten und unwilligen Schiedsrichter eine Ordnung schaffen, die mehr im Interesse der Empfänger und der Alltagsorganisation war, als daß sie fundamentale Grundfragen der Herrschaft betroffen hätte. Einen kohärenten Herr-

⁴⁷ Hieraus läßt sich wohl auch noch am ehesten erklären, warum Ludwig XIV. zwischen seiner ersten Ordenspromotion (also der Ernennung von 70 neuen Heiligegeistrittern 1661) und der nächsten Promotion (1688) ganze 27 Jahre vergehen ließ und innerhalb dieser Zeit nur eine sehr geringe Zahl meist ausländischer Routineernennungen vornahm: da mit jeder Neuernennung neue und (für die Prozession) eindeutig zu lösende Rangprobleme entstanden, ließ er jahrzehntelang lieber Dutzende von Vakanzen ungefüllt, als sich dem zeremoniellen Ärger auszusetzen, der dann 1688 tatsächlich den ganzen Hof für mehrere Wochen in Anspruch nahm. Die nächste Promotion erfolgte, sieht man von wiederum sehr wenigen Einzelernennungen ab, erst wieder 1724.

schaftsplan des Monarchen wird man folglich im Regelfall aus diesen Entscheidungen am wenigsten herauslesen dürfen, die höchstens in einigen sehr seltenen Fällen (etwa dem Prädikat »Monseigneur« der Staatssekretäre) absolutistisch wirken mochten, weil sie den wenigen relativ »moderner« Amtsträgern einen bisher nicht gekannten Vorteil verschafften; mindestens ebenso bemerkenswert ist aber die große Geschicklichkeit, mit der die unterschiedlichsten Angehörigen der Hofelite dem Monarchen immer wieder die jeweils angestrebte eigene Statusverbesserung als Ausdruck seiner königlichen Allmacht zu verkaufen wußten. Je mehr andererseits ein Ereignis, eine Veranstaltung oder eine Situation in die Kategorie der großen staatlichen oder dynastischen Zeremonien fiel, desto eher wird man auch dem Monarchen eine explizite Agenda unterstellen dürfen, freilich auch dann kaum je eine, die sich zu Ungunsten des hohen höfischen Adels auswirken mußte. Verstärkten schon die Etikette-Reglements mit ihrer Tendenz zur Abschließung eines inneren Zirkels um den Monarchen die Machtposition der Hofchargeninhaber, so mußte eine zeremonielle Repräsentation, die den König ja entweder über die Gesamtheit der Untertanen oder über ausländische Rivalen erheben sollte, seine festverankerte Entourage erst recht mit in die Höhe heben. Wer der Sonne dient, glänzt nicht nur selber; er mag auch, solange es nur um eine freundliche Geste an glücklicherweise selten vorbeiziehende fremde Gestirne geht, einmal ein außenpolitisch notwendiges zeremonielles Zugeständnis machen⁴⁸. Weil umgekehrt aber auch eine Sonne, die nur von allzu erkennbar selbstgezimmer-ten Schmuckplaneten umkreist worden wäre, nicht recht zu strahlen vermocht hätte, bedurfte auch Ludwig XIV. eines bestimmten Maßes hochadeliger Beteiligung an seiner Repräsentation, die er gerne mit Zugangsprivilegien und Hofchargen erkaufte. Wie weit sein Repräsentationsbedürfnis den Kränkungen des machtlosen Kindkönigs geschuldet war, wie weit es aus rationalem Sinn für die politischen Vorteile eines die Untertanen blendenden Poms resultierte, aus der unreflektierten Übernahme damals selbstverständlicher Standespflichten erwuchs oder gar der von Colbert und anderen geschickt geschürten Illusion entsprang, er sei tatsächlich der unbeschränkte Herrscher seines Landes, muß hier nicht in letzter Instanz entschieden werden. In dem, was an oft bombastischer Repräsentation folgte, war jedenfalls der hohe höfische Adel Deko-

⁴⁸ Nicht zufälligerweise betrifft das zu Eingang dieses Aufsatzes beschriebene Beispiel einen auswärtigen (Halb-)Souverän, nicht zufälligerweise auch fällt es weiterhin in das Jahr 1699, also in eine Zeit, in der das vom eben beendeten Kriegsjahrzehnt vollkommen erschöpfte Frankreich besorgt dem absehbaren spanischen Erbfolgekrieg entgegensah. Unter solchen Bedingungen galt es nun allerdings Rücksicht zu nehmen auf den Herzog von Lothringen, der das Einfallstor nach Frankreich kontrollierte, eine habsburgische Mutter hatte und eben erst durch eine Heirat wieder an Frankreich angenähert worden war. Selbst Saint-Simon hätte zudem die Rangniederlage gegen dergleichen »Zugvögel« wohl leichter verkraftet, wenn ihm nicht die permanent in Versailles präsente französische Nebenlinie jenes Hauses solch ein Dorn im Auge gewesen wäre.

ration, Publikum und notwendiger Mitspieler zugleich, saßen König und höfischer Adel im selben Boot, weil sie seit der Fronde wußten, daß es kein anderes gab. So ist es gewiß auch dieser Mechanismus, für den man am ehesten noch den Begriff des Absolutismus reklamieren mag: er beschreibe dann nicht länger eine nachweisbar so nicht realisierte Herrschaftspraxis, wohl aber einen zur symbolischen Selbstvergrößerung sowohl des Monarchen als auch seiner von ihm gar nicht mehr trennbar zu denkenden privilegierten Entourage notwendigen Modus der Darstellung von Herrschaft, der gerade in dem Maße notwendig wurde, in dem er das schnöde Weiterbestehen älterer Machtstrukturen verdeckte. Ein solch umfassendes Programm der Begriffsneubestimmung vermag ein kurzer Aufsatz wie dieser naturgemäß nicht zu leisten; er kehrt statt dessen zu seiner Ausgangsfrage und zu Norbert Elias zurück.

Wie zusammenfassen, was sich im Laufe dieser Erörterungen erarbeiten ließ? Man tut Elias wohl kein Unrecht, wenn man – von der allgemeineren soziologischen Agenda sei hier abgesehen – seine engere, spezifischere Fragestellung an das frühneuzeitliche Frankreich von seinen Antworten trennt und sich bei der Bezifferung der Dankesschuld späterer Forschung vor allem auf die erstere stützt. Daß nach mehreren Jahrzehnten einer zunehmend lebendigen Hofforschung und Absolutismusdebatte die Ergebnisse Elias' nahezu unabhängig von ihrer seinerzeitigen Quellenbasis und Methodik zwangsläufig nicht mehr das letzte Wort zum Thema sein können, ist schwerlich ehrenrührig; wer sich als einer der ersten zu einem bis dahin der wissenschaftlichen Behandlung nicht werten Thema äußert, kann kaum anders, als vergleichsweise schnell überholt zu werden. Um so mehr sollte man es als Anerkennung von Elias' Leistung verstehen, wenn man sich der Notwendigkeit stellt, das von ihm erstmals besetzte, seitdem in großen Teilen freigewordene Terrain mit neuen Interpretationen zu füllen, wie sie für den spezifisch französischen Fall etwa folgendermaßen lauten mögen: Wohl vollzogen sich im Frankreich Ludwigs XIV. massive Machtverschiebungen; aber nicht »der Adel« war es, der zugunsten »der Staatsbürokratie« entmachteter worden wäre, sondern in Gestalt der Prinzen⁴⁹ und kleinen Provinzjunker jeweils die alleroberste (winzig kleine) und allerunterste (riesengroße) Kategorie des Adels, die im einen Fall große Teile ihrer bisher großen Macht, im anderen Fall den letzten Rest ihrer schon zuvor prekären Autonomie verloren, damit hoher höfischer Schwertadel

⁴⁹ Ein Beispiel für den Wiederaufstieg einer kompromittierten Nebenlinie des Königshauses, die freilich mit Blick auf die unter anderen Rahmenbedingungen vorstellbaren Vorteile doch etwas weniger deutlich profitiert haben dürfte als rangniedere, damit »typischere« Familien, beschreibt Katia BÉGUIN, *Les princes de Condé. Rebelles, courtisans et mécènes dans la France du grand siècle*, Seyssel 1999. Es muß als Schwachpunkt der Eliasschen Hypothese erscheinen, wenn dort (ELIAS, *Die höfische Gesellschaft*, S. 297f.) aus der Beschreibung der tatsächlich peniblen Unterwerfung unmittelbarer königlicher Familienangehöriger der Schluß gezogen wird, man müsse sich dann die Unterwerfung des eigentlichen Adels – der ja etwas durchaus anderes ist – logischerweise noch entsprechend viel drastischer ausmalen.

und hoher ministerialer Justizadel sich um so besser als alleinige Vermittler und Empfänger königlicher Wohltaten etablieren konnten. Wohl auch war der ludovizianische Staat tatsächlich das Resultat des Machtgleichgewichts zweier rivalisierender Blöcke, die deshalb durch ein Drittes überwölbt wurden. Aber nicht »Adel« und »Bürgertum« waren es, die dann durch den Monarchen als lachenden Dritten gegeneinander ausgespielt worden wären; zueinander finden mußten vielmehr einerseits die zentrale Kronautorität aus Hof und Regierung, deren zu brutaler Zugriff auf die Ressourcen des Landes die Fronde ausgelöst hatte, und andererseits jene wie die Königspartei aus *robe* und *épée* zusammengesetzte Opposition, die in der Fronde auf bittere Weise hatte lernen müssen, daß sie diese Kronautorität durch kein für sie akzeptables Gegenmodell zu ersetzen fähig war. So war denn auch das Resultat weniger eine tatsächlich absolute Herrschaft als ein stillschweigender Kompromiß, in dem der Monarch vor allem dem hohen Schwertadel die so schmerzlich vermißte Permanenz des direkten Zuganges mittels höfischer Ämter garantierte, ihn dadurch auch gegen die Zumutungen beginnender bürokratischer Herrschaft effektiv absicherte und im Gegenzug seine Unterstützung bei der Eintreibung jener materiellen Ressourcen erhielt, die dann in so großem Umfang wieder dem Hofadel und dem von ihm dominierten Militär zugute kamen. Die Abschaffung des Premierministertums erleichterte nicht nur eine symmetrischere Verteilung königlicher Gnadenerweise an eine größere Zahl maßgeblicher Elitenfaktionen, sondern bahnte auch jener königlichen Selbstdarstellung und Glorifikation des Alleinherrschers den Weg, auf die man den Begriff des Absolutismus ungleich zutreffender anwenden kann als auf die noch lange extrem klientelär und vormodern geprägte eigentliche Herrschaftspraxis. Eben weil die Alleinherrschaft Ludwigs XIV. zu so großen Teilen darauf geruht hatte, daß eine von Bürgerkriegen desillusionierte hofadelige Elite sich zum Komplizen einer hyperbolischen Repräsentation machte und dafür von den Nachteilen ernsthaft bürokratischer Herrschaft verschont blieb, mußten das zwangsläufige Verblassen der Bürgerkriegserinnerungen sowie die Wiederkehr einer königlichen Minorität und religiöser Streitigkeiten nach 1715 das System in Gefahr bringen; eben jene als Bestandteil des ludovizianischen Elitenkompromisses absolut gesetzten Prinzipien erblicher Ämterkontinuität trugen schließlich auch, indem sie den Hof und die Parlamente in für Reformer uneinnehmbare Zitadellen des Traditionalismus verwandelten, zum Scheitern aller Reformversuche des 18. Jahrhunderts und zur Selbstzerstörung des französischen Ancien Régime bei.

Es sei erlaubt, mit einem kleinen Epilog, einem letzten Blick auf die Familie jenes Herzogs von Gesvres zu enden, mit dessen unterstellter Selbstverkleinerung dieser Aufsatz begann. Nicht der geringste Reiz des Hauses Potier de Gesvres liegt in seiner vollkommenen Talent-Durchschnittlichkeit, die es ideal verdeutlichen läßt, wie gut es das höfische System mit einmal fest verwurzel-

ten Clans selbst dann meinte, wenn über vier Generationen kein einziger ihrer Vertreter mit irgendeiner großen Tat, herausragenden Fähigkeit oder folgen-schweren Aktion hervortrat⁵⁰. Schon der oben zitierte Herzog von Gesvres, der zweite Hofchargeninhaber seiner Familie, wurde von Zeitgenossen als – im Unterschied zu seinen Amtskollegen – vollkommen durchschnittlich einfluß-reicher oder begünstigter Hofakteur beurteilt⁵¹; von seinem Sohn und Amtsnachfolger Duc de Tresmes (1655–1739) weiß auch der beflissene Memoria-list Luynes nur noch zu vermelden, wie er nach 69jährigem Dienst das lebende Gedächtnis des Hofes geworden sei. Auch von seinem wiederum Duc de Gesvres titulierten Sohn (1692–1757) und, natürlich, Amtsnachfolger ist alles in allem wenig überliefert; ein aufsehenerregender Scheidungsprozeß wegen Impotenz, eine recht diskret gehandhabte Homosexualität und ein teils durch das Amt als Gouverneur von Paris, teils durch eine offen betriebene Spielhölle finanzierter fürstlicher Lebensstil runden ein Bild ab, dessen Zusammenfas-sung in den Worten Luynes' ein Idyll unbeschwerter höfischer Grandenexi-stenz aufscheinen läßt:

Il n'y avoit personne à la Cour et à la ville qui ne lui rendit des devoirs; les Princes du sang même en étaient occupés [...]. Tout le monde se faisait grand plaisir de prendre ses conseils [...]. Sa maison à Paris et son appartement ici ne se désemplissoient point depuis qu'il étoit éveillé jusqu'à ce qu'il couchât. Les prélats, les femmes, les grands et les petits de tout étage avoient toujours affaire à lui; il recevoit du monde pendant qu'il étoit encore au lit... Tous les ministres lui rendoient des devoirs. Il donnoit presque tous les jours des audiences particulières dans son cabinet⁵².

Als der Herzog 1757 starb, war er in dritter Generation Oberkammerherr, Rit-ter des Heiliggeistordens und Gouverneur von Paris, wozu er noch das Gou-

⁵⁰ Freilich nur eine besonders aufschlußreiche, keineswegs aber typische Konstellation, denn selbst unter Ausblendung überdurchschnittlich aktiver Häuser wie der Noailles oder Rohan brachten die meisten großen Hoffamilien doch in regelmäßigen und kürzeren Abständen Per-sonen von größerer Außenwirkung hervor, gleich ob diese dann als Faktionsführer, Feldherren, Kirchenfürsten, Prinzenzerzieher, Königsmätressen, Minister oder Ministermacher agierten.

⁵¹ Der brandenburgische Gesandte Spanheim schrieb 1690, Gesvres habe *peu de consideration à la cour, hors celle que sa charge et son rang lui donne* (Émile BOURGEOIS, Michel RICHARD [Hg.], Ézéchiél Spanheim, Relation de la cour de France en 1690, Paris 1973, S. 123). Als Gegenfolie muß man sich die drei Amtskollegen Beauvillier, Aumont und La Trémoille hin-zudenken, deren erster als *ministre d'État*, Erzieher des übernächsten Thronfolgers und nach-rückender Chef der bisherigen Colbert-Fraktion eine geradezu übergroße Rolle spielte. Der Duc d'Aumont war persönlich etwas weniger einflußreich, als vornehmerer Schwager Lou-vois' aber ebenfalls privilegierter Angehöriger eines Netzwerks aus größten Hofchargen (Villeroy, La Rocheguyon, Ventadour) und Ministern, während La Trémoille vor allem durch seine besonders vornehme Geburt und enge Verwandtschaft mit der Königsschwägerin und dem Hause Condé glänzen konnte.

⁵² Louis DUSSIEUX, Eudoxe SOULIE (Hg.), Charles-Philippe d'Albert, Duc de Luynes. Mé-moires du duc de Luynes sur la Cour de Louis XV (1735–1758), 17 Bde., Paris 1857–1864, XVI, S. 186f.

vernement der Île-de-France hinzuerworben und seinem Bruder einen Kardinalshut verschafft hatte, wie ihn zuvor der Onkel besaß; ein weiterer Bruder war natürlich *lieutenant général des armées* und mit einer Montmorency verheiratet, so daß alles gut hätte weiterlaufen können, wäre nicht an dieser Stelle zum einzigen und, wie sich herausstellen wird, letzten Mal das Schicksal des Hauses Gesvres vom absolut Vorhersagbaren abgewichen. Der für die Amtsnachfolge zu alte Bruder hatte einen einzigen Sohn, den Marquis, dann allerletzten Duc de Gesvres (1733–1794), der unter normalen Bedingungen zwangsläufig nächster Oberkammerherr geworden wäre⁵³. Um so bitterer kam seine Disqualifikation durch widrige Umstände, als ja der große Reiz höfischer Ämter eben darin lag, daß man bei einmal ausreichender Geburtsvornehmheit und gelungenem Familieneinstieg praktisch gar nicht mehr disqualifiziert sein konnte, weil außer einem guten Gedächtnis und gesunden Beinen nichts weiter für die Amtsausübung nötig war – weil also Familien mittels solcher Chargen auch dann im Zentrum der Macht »überwintern« konnten, wenn sie für eine oder zwei Generationen keinen besonders aktiven oder intelligenten ältesten Sohn hervorbrachten (der anscheinend dauerhafte Winterschlaf mancher Familien war demgegenüber seltener, immerhin möglich). Leider aber waren hier eben jene so bescheidenen Anforderungen das Problem, denn nachdem offenbar schon die vorangehende Generation dieses Hauses keine sehr eindrucksvolle körperliche Erscheinung mehr aufgewiesen hatte⁵⁴, war sein letzter Vertreter schlichtweg zu klein, um den König noch würdevoll bedienen zu können⁵⁵. Das Gouvernement der Île-de-France war Sinekure genug, um ihm trotzdem gegeben zu

⁵³ Seine Geburt wurde von der vor dem Aussterben stehenden Familie als Rettung angesehen und von der durch den Impotenzprozeß des Onkels amüsierten Öffentlichkeit ironisch kommentiert: *Mme la comtesse de Tresmes [...] est grosse, au grand contentement des Gesvres, qui se croient par là désenchantés* (Journal de la cour et de Paris depuis le 28 novembre 1732 jusques au 30 novembre 1733, hg. von Henri DURANTON, St.-Étienne 1981, S. 16, 28. November 1732; vgl. *ibid.*, S. 95, das Spottlied *Puisqu'un Gesvres fait un garçon / je puis bien faire une chanson*).

⁵⁴ Vgl. für die sprichwörtliche Mißgestalt der Gesvres einen Brief des Comte de Narbonne an seine Frau vom 9. November 1779 (Eugène WELVERT, *Autour d'une dame d'honneur. Françoise de Chalus, duchesse de Narbonne-Lara, 1734–1821*, Paris 1910, S. 83). Der Verweis auf mehrere verwachsene Angehörige dieser Familie und die Formulierung [*ils*] *se souviendront longtemps d'avoir abâtardi leur race* mit seinem Rekurs auf eine angeblich ursächliche Mesalliance impliziert ein früheres Einsetzen der Symptome, da die Mutter des letzten Gesvres als geborene Montmorency-Luxembourg einer der vornehmsten Familien Frankreichs angehörte; wahrscheinlich zielt der Vorwurf auf die als Finanzierstochter geborene Marie-Madeleine-Louise-Geneviève de Seiglière de Boisfranc, marquise de Gesvres (1663–1702), die Ehefrau des späteren Duc de Tresmes.

⁵⁵ Der stets diskrete Luynes beschränkte sich auf die Feststellung *il seroit à désirer que sa taille fût mieux qu'elle n'est* (DUSSIEUX, SOULIE [Hg.], Luynes, *Mémoires*, XVI, S. 188); der drastischere Marquis de Bombelles bezeichnete ihn als *le plus contrefait et le plus ridicule des hommes* (Jean GRASSION, Frans DURIF [Hg.], Marc-Marie-Henri Marquis de Bombelles, *Journal*, 3 Bde., Genf 1978–1993, I, S. 365, 30. Januar 1783).

werden; das Hofamt jedoch erhielt zur Belohnung für einen gleich danach gebrochenen Waffenstillstand in Deutschland der Duc de Duras, und Saint-Simon hätte posthum seine Freude daran gehabt, auf welcher merkwürdigen Weise die *étrange noirceur* des sich so geschickt selbst verkleinernden Herzogs doch noch gerächt worden war.

Résumé français

L'article résume, dans une première partie, les recherches récentes sur la cour au XVII^e siècle qui ont relativisé ou même réfuté les diagnostics souvent isolés de Norbert Elias, comme schématiques, téléologiques et basés sur un nombre trop restreint de sources. Ainsi, a-t-on corrigé l'opposition entre »bourgeoisie« et »noblesse« (de robe et d'épée), souligné la complémentarité et la coopération des deux élites aussi bien que leur caractère profondément pré-moderne, et évoqué le fait que l'organisation de la cour sous Louis XIV reprenait dans une large mesure des modèles plus anciens; enfin, que l'attribution des charges à cette cour au bout d'un très bref délai n'était plus à la libre disposition du monarque.

Dans un second temps, la contribution propose une interprétation de la cour de Louis XIV, selon laquelle celle-ci a permis à une petite partie de la noblesse d'épée et à la partie ministérielle de la haute noblesse de robe de s'établir comme bénéficiaires et distributeurs des bienfaits du roi. S'il est vrai que l'État ludovicien était le résultat d'une balance de pouvoir entre deux groupes en rivalité, ce n'étaient pourtant pas cette »bourgeoisie« et cette »noblesse« dont parle Elias. C'étaient d'un côté les représentants de l'autorité centrale de la couronne à la cour et au gouvernement, dont la mainmise brutale sur les ressources du pays avait déclenché la Fronde, et de l'autre côté l'opposition, se recrutant (tout comme les représentants de l'autorité centrale) parmi les membres de la robe aussi bien que de l'épée, qui au cours de la Fronde a été forcée de constater qu'elle était incapable de remplacer l'autorité de la couronne par un autre modèle acceptable. Le résultat de la Fronde était ainsi moins un pouvoir réellement absolu qu'un compromis tacite. Dans le cadre de ce compromis, le monarque garantissait à la haute noblesse d'épée la permanence de l'accès direct à sa personne, grâce à des charges de cour, tout en la protégeant des exigences de la domination bureaucratique et, en contrepartie, en obtenant d'elle son soutien pour faire rentrer les ressources, dont profitaient à leur tour la noblesse de cour et les hauts militaires recrutés parmi cette noblesse.

La suppression du premier ministre facilitait une mise en scène et une glorification outrées du monarque – phénomènes auxquels le concept d'absolutisme peut s'appliquer de façon beaucoup plus adéquate qu'à une pratique du pouvoir restant, quant à elle, fortement marquée par son caractère clientéliste et pré-moderne. Le gouvernement personnel de Louis XIV était donc dans une très large mesure basé sur le fait qu'une élite désillusionnée acceptait de se rendre complice d'une représentation hyperbolique afin de non seulement se mettre à l'abri d'un gouvernement de plus en plus bureaucratique, mais aussi d'en profiter.